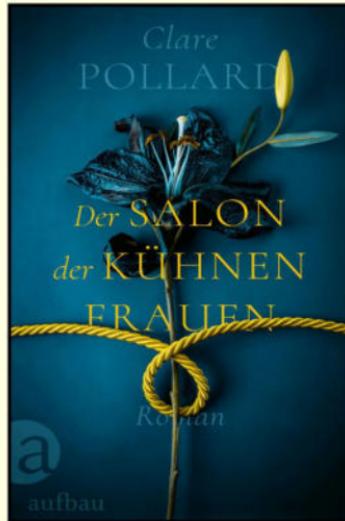
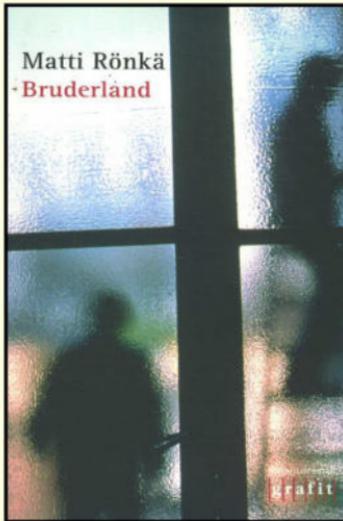
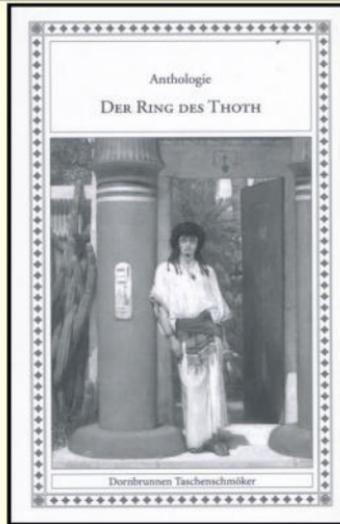
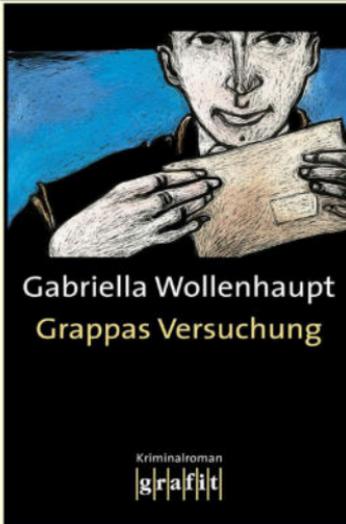


edfc



Fantasia | 18 | e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1181e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 47. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2024 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2024-12

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1181e – Magazin für Phantastik



edfc

Erich Maria
Remarque

**Im
Westen
nichts
Neues**



ein Ullstein Buch

Weltauflage
zehn Millionen
in 45 Sprachen

***Remarque, Erich M.: Im Westen nichts Neues**

Erich Maria Remarque [Erich Paul Remark, 1898–1970]

***Im Westen nichts Neues* (1929)**

Ullstein 00 056 (TB 204 S./DM 6,80)

Frankfurt/M Berlin 1986, 776.–825.

Tausend

Genre: Krieg

Wir liegen neun Kilometer hinter der Front. Gestern wurden wir abgelöst; jetzt haben wir den Magen voll weißer Bohnen mit Rindfleisch und sind satt und zufrieden. Sogar für abends hat jeder noch ein Kochgeschirr voll fassen können; dazu gibt es außerdem doppelte Wurst- und Brotportionen – das schafft. So ein Fall ist schon lange nicht mehr dagewesen: der Küchenbulle mit seinem roten Tomatenkopf bietet das Essen direkt an; jedem, der vorbeikommt, winkt er mit seinem Löffel zu und füllt ihm einen kräftigen Schlag ein. Er ist ganz verzweifelt, weil er nicht weiß, wie er seine Gulaschkanone leer-

kriegen soll. Tjaden und Müller haben ein paar Waschschüsseln auf getrieben und sie sich bis zum Rand gestrichen voll geben lassen, als Reserve. Tjaden macht das aus Freßsucht, Müller aus Vorsicht. Wo Tjaden es läßt, ist allen ein Rätsel. Er ist und bleibt ein magerer Hering. (S. 7)

Es ist allem Anschein nach das Jahr 1917. Icherzähler Paul Bäumlner und seine Schulkameraden Albert Kropp, Müller V und Leer, alle zwanzig Jahre alt, wurden kurz vor der Abiturprüfung zum Militär eingezogen, ausgebildet und an die Westfront geschickt.

Der heutige Tag ist ein ganz besonderer, denn es gibt doppelte Rationen.

Dabei steht uns diese ganze Bescherung eigentlich nicht zu. So splendid sind die Preußen nicht. Wir haben sie nur einem Irrtum zu verdanken.

Vor vierzehn Tagen mußten wir nach vorn, um abzulösen. Es war ziemlich ruhig in unserm Abschnitt, und der Furier hatte deshalb für den Tag unserer

Rückkehr das normale Quantum Lebensmittel erhalten und für die hundertfünfzig Mann starke Kompanie vorgesorgt. Nun aber gab es gerade am letzten Tage bei bei uns überraschend viel Langrohr und dicke Brocken, englische Artillerie, die ständig auf unsere Stellung trommelte, so daß wir starke Verluste hatten und nur mit achtzig Mann zurückkamen. (S. 7f)

Das reichliche Essen verdanken die Soldaten nicht der Gutherzigkeit des Militärs, sondern dem Umstand, dass fast die Hälfte ihrer Kompanie infolge eines englischen Artilleriefeuers gestorben ist und ins Lazarett gebracht werden musste.

Dem Soldaten ist sein Magen und seine Verdauung ein vertrauterer Gebiet als jedem anderen Menschen. Drei Viertel seines Wortschatzes sind ihm entnommen, und sowohl der Ausdruck höchster Freude als auch der tiefster Entrüstung findet hier seine kernige Untermauerung. Es ist unmöglich, sich auf eine andere Art so knapp und klar zu äußern.

Unsere Familien und unsere Lehrer werden sich schön wundern, wenn wir nach Hause kommen, aber es ist hier nun einmal die Universalsprache. (S. 12)

Bäumler erinnert sich an die Kriegsbegeisterung ihres Klassenlehrers Kantorek, mit der er auch seine Schüler anstecken konnte.

Kantorek hielt uns in den Turnstunden so lange Vorträge, bis unsere Klasse unter seiner Führung geschlossen zum Bezirkskommando zog und sich meldete. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er uns durch seine Brillengläser anfunktete und mit ergriffener Stimme fragte: „Ihr geht doch mit, Kameraden?“

Diese Erzieher haben ihr Gefühl so oft in der Westentasche parat; sie geben es ja auch stundenweise aus. Doch darüber machten wir uns damals noch keine Gedanken. Einer von uns allerdings zögerte und wollte nicht recht mit. Das war Josef Behm, ein dicker, gemütlicher Bursche. Er ließ sich dann aber überreden, er hätte sich auch sonst unmöglich gemacht. Vielleicht dachten noch meh-

rere so wie er; aber es konnte sich niemand gut ausschließen, denn mit dem Wort „feige“ waren um diese Zeit sogar Eltern rasch bei der Hand. Die Menschen hatten eben alle keine Ahnung von dem, was kam. Am vernünftigsten waren eigentlich die armen und einfachen Leute; sie hielten den Krieg gleich für ein Unglück, während die Bessergestellten vor Freude nicht aus noch ein wußten, obschon gerade sie sich über die Folgen viel eher hätten klarwerden können. Kaczinsky behauptet, das käme von der Bildung, sie mache dämlich. Und was Kat sagt, das hat er sich überlegt. (S. 14)

Bäumler kritisiert im Nachhinein die Verlogenheit seiner Erzieher.

Sie sollten uns Achtzehnjährigen Vermittler und Führer zur Welt des Erwachsenseins werden, zur Welt der Arbeit, der Pflicht, der Kultur und des Fortschritts, zur Zukunft. Wir verspotteten sie manchmal und spielten ihnen kleine Streiche, aber im Grunde glaub-

ten wir ihnen. Mit dem Begriff der Autorität, dessen Träger sie waren, verband sich in unseren Gedanken größere Einsicht und menschlicheres Wissen. Doch der erste Tote, den wir sahen, zertrümmerte diese Überzeugung. Wir mußten erkennen, daß unser Alter ehrlicher war als das ihre; sie hatten vor uns nur die Phrase und die Geschicklichkeit voraus. Das erste Trommelfeuer zeigte uns unseren Irrtum, und unter ihm stürzte die Weltanschauung zusammen, die sie uns gelehrt hatten.

Während sie noch schrieben und redeten, sahen wir Lazarette und Sterbende; – während sie den Dienst am Staate als das Größte bezeichneten, wußten wir bereits, daß die Todesangst stärker ist. Wir wurden darum keine Meuterer, keine Deserteure, keine Feiglinge – alle diese Ausdrücke waren ihnen ja so leicht zur Hand –, wir liebten unsere Heimat genauso wie sie, und wir gingen bei jedem Angriff mutig vor; – aber wir unterschieden jetzt, wir hatten mit einem Male sehen gelernt. Und wir sahen, daß nichts von ihrer Welt übrig blieb.

Wir waren plötzlich auf furchtbare Weise allein; – und wir mußten allein damit fertig werden. (S. 15)

Dann schildert uns Bäumlner einen Besuch im Lazarett, wo ihr Kamerad Franz Kemmerich liegt.

„Wie geht's denn, Franz?“ fragt Kropp.

Kemmerich läßt den Kopf sinken. „Es geht ja – ich habe bloß so verfluchte Schmerzen im Fuß.“

Wir sehen auf seine Decke. Sein Bein liegt unter einem Drahtkorb, das Deckbett wölbt sich dick darüber. Ich trete Müller gegen das Schienbein, denn er brächte es fertig, Kemmerich zu sagen, was uns die Sanitäter draußen schon erzählt haben: daß Kemmerich keinen Fuß mehr hat. Das Bein ist amputiert.

Er sieht schrecklich aus, gelb und fahl, im Gesicht sind schon die fremden Linien, die wir so genau kennen, weil wir sie schon hundertmal gesehen haben. Es sind eigentlich keine Linien, es sind mehr Zeichen. Unter der Haut pulsiert

kein Leben mehr; es ist bereits herausgedrängt bis an den Rand des Körpers, von innen arbeitet sich der Tod durch, die Augen beherrscht er schon. Dort liegt unser Kamerad Kemmerich, der mit uns vor kurzem noch Pferdefleisch gebraten und im Trichter gehockt hat; – er ist es noch, und er ist es doch nicht mehr, verwaschen, unbestimmt ist sein Bild geworden, wie eine fotografische Platte, auf der zwei Aufnahmen gemacht worden sind. Selbst seine Stimme klingt wie Asche. (S. 16)

Später gibt sich Bäumlner wieder seinen Erinnerungen hin, diesmal an den Rekrutenausbilder Himmelstoß.

Uns ist dabei wohl jeder Kasernenhofschliff zuteil geworden, der möglich war, und oft haben wir vor Wut geheult. Manche von uns sind auch krank dadurch geworden. Wolf ist sogar an Lungenentzündung gestorben. Aber wir wären uns lächerlich vorgekommen, wenn wir klein beigegeben hätten. Wir wurden hart, mißtrauisch, mitleidlos,

rachsüchtig, roh – und das war gut; denn diese Eigenschaften fehlten uns gerade. Hätte man uns ohne diese Ausbildungszeit in den Schützengraben geschickt, dann wären wohl die meisten von uns verrückt geworden. So aber waren wir vorbereitet für das, was uns erwartete. Wir zerbrachen nicht, wir paßten uns an; unsere zwanzig Jahre, die uns manches andere so schwer machten, halfen uns dabei. Das Wichtigste aber war, daß in uns ein festes, praktisches Zusammengehörigkeitsgefühl erwachte, das sich im Felde dann zum Besten steigerte, was der Krieg hervorbrachte: zur Kameradschaft! (S. 25)

Damals diskutierte Bäumlner mit seinen Kameraden, wie ein früherer harmloser und wahrscheinlich eher untertäniger Briefträger zu einem Leuteschinder werden konnte.

„Der Himmelstoß ist als Briefträger sicher ein bescheidener Mann“, sagte ich, nachdem sich Alberts Enttäuschung gelegt hat, „wie mag es nur kommen, daß

er als Unteroffizier ein solcher Schinder ist?“

Die Frage macht Kropp wieder mobil. „Das ist nicht nur Himmelstoß allein, das sind sehr viele. Sowie sie Tressen oder einen Säbel haben, werden sie andere Menschen, als ob sie Beton gefressen hätten.“

„Das macht die Uniform“, vermute ich.

„So ungefähr“, sagt Kat und setzt sich zu einer großen Rede zurecht, „aber der Grund liegt anderswo. Sieh mal, wenn du einen Hund zum Kartoffelfressen abrichtest und du legst ihm dann nachher ein Stück Fleisch hin, so wird er trotzdem danach schnappen, weil das in seiner Natur liegt. Und wenn du einem Menschen ein Stückchen Macht gibst, dann geht es ihm ebenso; er schnappt danach. Das kommt ganz von selber, denn der Mensch ist an und für sich zunächst einmal ein Biest, und dann erst ist vielleicht noch, wie bei einer Schmalzstulle, etwas Anständigkeit draufgeschmiert. Der Kommiß besteht nun darin, daß immer einer über den andern Macht hat. Das Schlimme ist

nur, daß jeder viel zuviel Macht hat; ein Unteroffizier kann einen Gemeinen, ein Leutnant einen Unteroffizier, ein Hauptmann einen Leutnant derartig zwiebeln, daß er verrückt wird. Und weil er das weiß, deshalb gewöhnt er es sich gleich schon etwas an. [...]“ (S. 36f)

Die weiteren Berichte Bäumlers über die Schrecken des Grabenkrieges sprechen für sich selbst und bedürfen keines Kommentars.

Wir sehen eine dunkle Gruppe Sanitäter mit Tragbahren und schwarze, größere Klumpen, die sich bewegen. Das sind die verwundeten Pferde. Aber nicht alle. Einige galoppieren weiter entfernt, brechen nieder und rennen weiter. Einem ist der Bauch aufgerissen, die Gedärme hängen lang heraus. Es verwickelt sich darin und stürzt, doch es steht wieder auf. (S. 50)

Nirgendwo ist ein Ausweg. Ich wage im Aufblitzen der Granaten einen Blick auf die Wiesen. Sie sind ein aufgewühl-

tes Meer, die Stichflammen der Geschosse springen wie Fontänen heraus. Es ist ausgeschlossen, daß jemand darüber hinwegkommt.

Der Wald verschwindet, er wird zerstampft, zerfetzt, zerrissen. Wir müssen hier auf dem Friedhof bleiben.

Vor uns birst die Erde. Es regnet Schollen. Ich spüre einen Ruck. Mein Ärmel ist aufgerissen durch einen Splitter. Ich balle die Faust. Keine Schmerzen. Doch das beruhigt mich nicht, Verletzungen schmerzen stets erst später. Ich fahre über den Arm. Arm. Er ist angekratzt, aber heil. Da knallt es gegen meinen Schädel, daß mir das Bewußtsein schwimmt. Ich habe den blitzartigen Gedanken: Nicht ohnmächtig werden!, versinke in schwarzem Brei und komme sofort wieder hoch. Ein Splitter ist gegen meinen Helm gehauen, er kam so weit her, daß er nicht durchschlug. Ich wische mir den Dreck aus den Augen. Vor mir ist ein Loch aufgerissen, ich erkenne es undeutlich. Granaten treffen nicht leicht in denselben Trichter, deshalb will ich hinein.

Mit einem Satze schnelle ich mich lang vor, flach wie ein Fisch über den Boden, da pfeift es wieder, rasch krieche ich zusammen, greife nach der Deckung, fühle links etwas, presse mich daneben, es gibt nach, ich stöhne, die Erde zerreißt, der Luftdruck donnert in meinen Ohren, ich krieche unter das Nachgebende, decke es über mich, es ist Holz, Tuch, Deckung, Deckung, armselige Deckung vor herabschlagenden Splittern.

Ich öffne die Augen, meine Finger halten einen Ärmel umklammert, einen Arm. Ein Verwundeter? Ich schreie ihm zu, keine Antwort – ein Toter. Meine Hand faßt weiter, in Holzsplitter, da weiß ich wieder, daß wir auf dem Friedhof liegen. (S. 52f)

Es ist beschwerlich, die einzelne Laus zu töten, wenn man Hunderte hat. Die Tiere sind etwas hart, und das ewige Knipsen mit den Fingernägeln wird langweilig. Tjaden hat deshalb den Deckel einer Schuhputzschachtel mit Draht über einem brennenden Kerzenstumpf befestigt. In diese kleine Pfanne werden die

Läuse einfach hineingeworfen – es knackt, und sie sind erledigt. (S. 59)

Die Patronen und Handgranatenvorräte werden reichlicher. Die Bajonette revidieren wir selbst. Es gibt nämlich welche, die gleichzeitig auf der stumpfen Seite als Säge eingerichtet sind. Wenn die drüben jemand damit erwischen, wird er rettungslos abgemurkst. Im Nachbarabschnitt sind Leute von uns wiedergefunden worden, denen mit diesen Sägeseitengewehren die Nasen abgeschnitten und die Augen ausgestochen waren. Dann hatte man ihnen den Mund und Nase mit Sägespänen gefüllt und sie so erstickt.

Einige Rekruten haben noch Seitengewehre ähnlicher Art; wir schaffen sie weg und besorgen ihnen andere.

Das Seitengewehr hat allerdings an Bedeutung verloren. Zum Stürmen ist es jetzt manchmal Mode, nur mit Handgranaten und Spaten vorzugehen. Der geschärfte Spaten ist eine leichtere und vielseitigere Waffe, man kann ihn nicht nur unter das Kinn stoßen, sondern vor

allem damit schlagen, das hat größere Wucht; besonders wenn man schräg zwischen Schulter und Hals trifft, spaltet man leicht bis zur Brust durch. Das Seitengewehr bleibt beim Stich oft stecken, man muß dann erst dem andern kräftig gegen den Bauch treten, um es loszukriegen, und in der Zwischenzeit hat man selbst leicht eins weg. Dabei bricht es noch außerdem manchmal ab. (S. 77)

Mitten in der Nacht erwachen wir. Die Erde dröhnt. Schweres Feuer liegt über uns. Wir drücken uns in die Ecken. Geschosse aller Kaliber können wir unterscheiden. Jeder greift nach seinen Sachen und vergewissert sich alle Augenblicke von neuem, daß sie da sind. Der Unterstand bebt, die Nacht ist ein Brüllen und Blitzen. Wir sehen uns bei dem sekundenlangen Licht an und schütteln mit bleichen Gesichtern und gepreßten Lippen die Köpfe. Jeder fühlt es mit, wie die schweren Geschosse die Grabenbrüstung wegreißen, wie sie die Böschung durchwühlen und die obersten

Betonklötze zerfetzen. Wir merken den dumpferen, rasenderen Schlag, der dem Prankenhieb eines fauchenden Raubtiers gleicht, wenn der Schuß im Graben sitzt. Morgens sind einige Rekruten bereits grün und kotzen. Sie sind noch zu unerfahren.

Langsam rieselt widerlich graues Licht in den Stollen und macht das Blitzen der Einschläge fahler. Der Morgen ist da. Jetzt mischen sich explodierende Minen in das Artilleriefeuer. Es ist das Wahnsinnigste an Erschütterung, was es gibt. Wo sie niederfegen, ist ein Massengrab. (S. 79)

Die Tage sind heiß, und die Toten liegen unbeerdigt. Wir können sie nicht alle holen, wir wissen nicht, wohin wir mit ihnen sollen. Sie werden von den Granaten beerdigt. Manchen treiben die Bäume auf wie Ballons. Sie zischen, rülpsen und bewegen sich. Das Gas rumort in ihnen. Der Himmel ist blau und ohne Wolken. Abends wird es schwül, und die Hitze steigt aus der Erde. Wenn der Wind zu uns herüberweht, bringt er

den Blutdunst mit, der schwer und widerwärtig süßlich ist, diesen Totenbrodem der Trichter, der aus Chloroform und Verwesung gemischt scheint und uns Übelkeiten und Erbrechen verursacht. (S. 93)

Wir legen die Toten vorläufig in einen großen Trichter. Es sind bis jetzt drei Lagen übereinander. (S. 95)

Haie Westhus wird mit abgerissenem Rücken fortgeschleppt; bei jedem Atemzug pulst die Lunge durch die Wunde. Ich kann ihm noch die Hand drücken; – „is alle, Paul“, stöhnt er und beißt sich vor Schmerz in die Arme.

Wir sehen Menschen leben, denen der Schädel fehlt; wir sehen Soldaten laufen, denen beide Füße weggefetzt sind; sie stolpern auf den splitternden Stümpfen bis zum nächsten Loch; ein Gefreiter kriecht zwei Kilometer weit auf den Händen und schleppt die zerschmetterten Knie hinter sich her; ein anderer geht zur Verbandsstelle, und über seine festhaltenden Hände quellen die Därme;

wir sehen Leute ohne Mund, ohne Unterkiefer, ohne Gesicht; wir finden jemand, der mit den Zähnen zwei Stunden die Schlagader seines Armes klemmt, um nicht zu verbluten, die Sonne geht auf, die Nacht kommt, die Granaten pfeifen, das Leben ist zu Ende.
(S. 99)

Der Heimaturlaub wird Bäumler erschwert durch die Krankheit und Trauer seiner Mutter und vergällt durch die Kriegsbegeisterung der älteren Generation, die sich selbst jetzt noch siegestrunken gibt.

Der Direktor mit der eisernen Uhrkette will am meisten haben: ganz Belgien, die Kohlengebiete Frankreichs und große Stücke von Rußland. Er gibt genaue Gründe an, weshalb wir das haben müssen, und ist unbeugsam, bis die andern schließlich nachgeben. Dann beginnt er zu erläutern, wo in Frankreich der Durchbruch einsetzen müsse, und wendet sich zwischendurch zu mir: „Nun macht mal ein bißchen vorwärts da draußen mit eurem ewigen Stel-

lungskrieg. Schmeißt die Kerle ‘raus, dann gibt es auch Frieden.“ – Ich antworte, daß nach unserer Meinung ein Durchbruch unmöglich sei. Die drüben hätten zuviel Reserven. Außerdem wäre der Krieg doch anders, als man sich das so denke.

Er wehrt überlegen ab und beweist mir, daß ich davon nichts verstehe. „Gewiß, der einzelne“, sagt er, „aber es kommt doch auf das Gesamte an. Und das können Sie nicht so beurteilen. Sie sehen nur Ihren kleinen Abschnitt und haben deshalb keine Übersicht. Sie tun Ihre Pflicht, Sie setzen Ihr Leben ein, das ist höchster Ehren wert – jeder von euch müßte das Eiserne Kreuz haben –, aber vor allem muß die gegnerische Front in Flandern durchbrochen und dann von oben aufgerollt werden.“ (S. 120f)

Zurück an der Front besucht Bäumer wieder das Lazarett.

Im Stockwerk tiefer liegen Bauch- und Rückenmarkschüsse, Kopfschüsse und

beiderseitig Amputierte. Rechts im Flügel Kieferschüsse, Gaskranke, Nasen-, Ohren- und Halsschüsse. Links im Flügel Blinde und Lungenschüsse, Beckenschüsse, Gelenkschüsse, Nierenschüsse, Hodenschüsse, Magenschüsse. Man sieht hier erst, wo ein Mensch überall getroffen werden kann.

Zwei Leute sterben an Wundstarrkrampf. Die Haut wird fahl, die Glieder erstarren, zuletzt leben – lange – nur noch die Augen. – Bei manchen Verletzten hängt das zerschossene Glied an einem Galgen frei in der Luft; unter die Wunde wird ein Becken gestellt, in das der Eiter tropft. Alle zwei oder drei Stunden wird das Gefäß geleert. Andere Leute liegen im Streckverband, mit schweren, herabziehenden Gewichten am Bett. Ich sehe Darmwunden, die ständig voll Kot sind. Der Schreiber des Arztes zeigt mir Röntgenaufnahmen von völlig zerschmetterten Hüftknochen, Knien und Schultern. (S. 183f)

Im Jahr 1918 wird die Niederlage absehbar.

Unsere Linien werden zurückgenommen. Es gibt drüben zu viele frische englische und amerikanische Regimenter. Es gibt zuviel Corned beef und weißes Weizenmehl. Und zuviel neue Geschütze. Zuviel Flugzeuge.

Wir aber sind mager und ausgehungert. Unser Essen ist so schlecht und mit so viel Ersatzmitteln gestreckt, daß wir krank davon werden. Die Fabrikbesitzer in Deutschland sind reiche Leute geworden – uns zerschrint die Ruhr die Därme. Die Latrinenstangen sind stets dicht gehockt voll; – man sollte den Leuten zu Hause diese grauen, gelben, elenden, ergebenen Gesichter hier zeigen, diese verkrümmten Gestalten, denen die Kolik das Blut aus dem Leibe quetscht und die höchstens mit verzerrten, noch schmerz-bebenden Lippen sich angrinsen: „Es hat gar keinen Zweck, die Hose wieder hochzuziehen –“

Unsere Artillerie ist ausgeschossen – sie hat zuwenig Munition –, und die Rohre sind so ausgeleiert, daß sie unsicher schießen und bis zu uns herüber-

streuen. Wir haben zuwenig Pferde. Unsere frischen Truppen sind blutarme, erholungsbedürftige Knaben, die keinen Tornister tragen können, aber zu sterben wissen. Zu Tausenden. Sie verstehen nichts vom Kriege, sie gehen nur vor und lassen sich abschießen. Ein einziger Flieger knallte aus Spaß zwei Kompanien von ihnen weg, ehe sie etwas von Deckung wußten, als sie frisch aus dem Zuge kamen.

„Deutschland muß bald leer sein“, sagt Kat. (S. 194f)

Granaten, Gasschwaden und Tankflottillen – Zerstampfen, Zerfressen, Tod. Ruhr, Grippe, Typhus – Würgen, Verbrennen, Tod. Graben, Lazarett, Massengrab – mehr Möglichkeiten gibt es nicht. (S. 196)

Die Monate rücken weiter. Dieser Sommer 1918 ist der blutigste und der schwerste. Die Tage stehen wie Engel in Gold und Blau unfaßbar über dem Ring der Vernichtung. Jeder hier weiß, daß wir den Krieg verlieren. Es wird nicht

viel darüber gesprochen, wir gehen zurück, wir werden nicht wieder angreifen können nach dieser großen Offensive, wir haben keine Leute und keine Munition mehr. Doch der Feldzug geht weiter – das Sterben geht weiter – Sommer 1918 – Nie ist uns das Leben in seiner kargen Gestalt so begehrenswert erschienen wie jetzt; – der rote Klatschmohn auf den Wiesen unserer Quartiere, die glatten Käfer an den Grashalmen, die warmen Abende in den halbdunklen, kühlen Zimmern, die schwarzen, geheimnisvollen Bäume der Dämmerung, die Sterne und das Fließen des Wassers, die Träume und der lange Schlaf – o Leben, Leben, Leben! (S. 197)

Bäumlers Freund und Kamerad Kat ist am Bein verwundet worden, und Bäumlerschleppt ihn bis zu den Sanitätern.

Kat hat, ohne daß ich es bemerkt habe, unterwegs einen Splitter in den Kopf bekommen. Nur ein kleines Loch ist da, es muß ein ganz geringer, verirrter

Splitter gewesen sein. Aber er hat ausgereicht. Kat ist tot. (S. 202)

Es ist Herbst. Von den alten Leuten sind nicht mehr viele da. Ich bin der letzte von den sieben Mann aus unserer Klasse hier.

Jeder spricht von Frieden und Waffenstillstand. Alle warten. Wenn es wieder eine Enttäuschung wird, dann werden sie zusammenbrechen, die Hoffnungen sind zu stark, sie lassen sich nicht mehr fortschaffen, ohne zu explodieren. Gibt es keinen Frieden, dann gibt es Revolution. (S. 203)

Im Herbst 1918 ist der Waffenstillstand nicht mehr weit. Aber trotzdem müssen noch Soldaten sterben, darunter auch Bäumler.

Er fiel im Oktober 1918, an einem Tage, der so ruhig und still war an der ganzen Front, daß der Heeresbericht sich nur auf den Satz beschränkte, im Westen sei nichts Neues zu melden. (S. 204)

Im Westen nichts Neues, 1928, zehn Jahre nach Kriegsende, geschrieben, ist der wohl berühmteste und bekannteste Antikriegsroman der Welt. Diesen Ruf verdankt er wohl seiner schonungslosen Darstellung der Gräuel des Krieges.

Erich Maria Remarque wurde 1916 nach einem Notabitur eingezogen und musste 1917 an die Westfront. Er wurde verwundet und nach seiner Genesung wieder eingesetzt und Anfang 1919 entlassen – Ereignisse, die er im Roman dem Gefreiten Bäumlner zuschreibt. Auch den Krebsstod seiner Mutter mitten im Krieg hat er in *Im Westen nichts Neues* verarbeitet, dessen erste Vorstufen er schon 1917 zu Papier brachte.

Der Roman wurde 1929 nicht sehr gnädig aufgenommen: Die Revisionisten beschimpften Remarque als Defätisten, und die Nazis dichteten ihm zum Juden Kramer um. Selbst Marcel Reich-Ranicki beurteilte das Werk 1961 in *Die Zeit* teils gönnerhaft, teils abfällig.

„Im Westen nichts Neues‘ enthält [...] neben vortrefflich geschriebenen Frag-

menten auch sehr schlechte Abschnitte und zeugt ebenso von ungewöhnlicher literarischer Begabung wie von provozierender Effekthascherei. [...] Seine Prosa ist im epischen Niemandsland angesiedelt: weder ernste Zeitkritik noch arglose Unterhaltung, weder echte Literatur noch absoluter Schund.“ (Wikipedia)

Dabei verkennen die Literaturkritiker, dass es Remarque nicht um einen stilistischen Höhenflug in Sachen Kriegsliteratur ging, sondern um die möglichst authentische Darstellung der Gefühle der im Feld stehenden Soldaten. Dabei verwendet der Autor trotz der Ichperspektive einen sachlichen, ja sogar distanzierenden Stil, als würde er über ganz alltägliche, kaum erwähnenswerte Ereignisse berichten, wie ja auch der Titel suggeriert.

Das ist einerseits als Mittel zu verstehen, die Grausamkeit des Krieges nicht durch die Sprache, sondern durch die Inhalte zu verdeutlichen, wobei die Schrecken durch den Kontrast von unbeschwertem Stil und Erlebtem noch auffälliger werden. Außerdem

dürfte damit auch die Mentalität der Soldaten genau getroffen sein, die sich innerlich von den Gräueln des Krieges so stark wie möglich abschotten mussten, um nicht den Verstand zu verlieren. Das erklärt auch die heiteren Szenen, die nicht als Gegengewicht zu den dramatischen zu verstehen sind; vielmehr beschreiben sie die notwendige psychische Entlastung der Soldaten in Tagen der Ruhe.



*Rönkä, Matti: Bruderland

Matti Rönkä [1959–]

Viktor Kärppä 2: Bruderland

(Hyvä veli, paha veli, 2003)

Grafit 656 (HC 222 S./€ 17,90)

Dortmund 2008

Aus dem Finnischen von Gabriele

Schrey-Vasara

Genre: Krimi

Petteri saß in der engen, warmen Kabine seines Bobcats und wartete, doch der blaue Scania ließ sich nicht blicken. Er sah etwas Dunkles am Rand eines Schneehaufens. Wahrscheinlich eine Plastiktüte oder ein Schal. Er kam auf die Idee, den Gegenstand mit der Schaufel seines Traktors aufzupicken, als ginge es um einen Geschicklichkeitstest im Grand Prix. *Als Nächster, next, Petteri M-u-u-u-k-k-o-n-e-n, Suomi Finland ...*

Auch die Polizei und später der Pathologe lobten Petteri Muukkonens Geschicklichkeit. Die unter dem Schnee verborgene Leiche eines jungen Mannes war unversehrt und sauber geblieben,

denn Petteri hatte die Schaufel vorsichtig und präzise gelenkt, um aufzupicken, was er für eine Tüte oder ein Kleidungsstück gehalten hatte. Er war so behutsam gewesen, als hätte er es mit einem Paket zu tun, auf dem in großen roten Buchstaben stand: *Zerbrechlich*.

Der Fahrer des Scania, der zum Schneeholen zurückgekommen war, hatte die Polizei alarmiert. Petteri hatte mit dem Bobcat den Schnee von der Leiche abgetragen, war dann aber ratlos neben seiner Maschine stehen geblieben, von einem Fuß auf den anderen tretend, und hatte nicht gewagt, sich der nun als Mensch zu erkennenden Gestalt zu nähern. Die Polizisten klopfen Schnee und Eis von dem bereits steif gefrorenen Toten ab, die letzten Reste tauten im Leichensack und rannen schließlich als dünnes Bächlein auf den Obduktionstisch und in die Kanalisation. (S. 7f)

Der Objektbetreuer Petteri Muukkonen findet in Helsinis Vorort Vuosaari die Leiche eines jungen Mannes im Schnee. Es liegt

kein Mord vor, sondern nur eine Überdosis Rauschgift. Die Polizei ist aber trotzdem sehr beunruhigt, weil unbekannte Dealer dem gängigen Heroin eine neue, weitaus stärkere, etliche Todesfälle verursachende Droge namens Phentanyl beimischen.

Der uns bereits bekannte, sehr vielseitig tätige Karele Viktor Kärppä gerät eher zufällig mit ins Visier der Ermittlungen, weil man ihn der Dopingmittelbeschaffung für finnische Schifahrer verdächtigt. Hier wird er gerade von Kommissar Sahlgren verhört.

Der Kommissar wirkte professionell, sogar intelligent. Dennoch erzählte ich ihm nicht, was ich empfunden hatte, wenn die finnischen Skiläufer mich hinter meinem Rücken als Iwan bezeichneten oder meine Mannschaftskameradinnen Matuschkas nannten, wenn sie uns ihre halb leeren Wachsdosen schenkten, wie man Cousins auf dem Land mit abgetragenen Kleidern bedenkt. Ich sagte ihm nicht, was ich über die Bemerkung gedacht hatte, Skilanglauf sei eine feine Disziplin, denn auf der Loipe gäbe es wenigstens keine Neger. Ich hatte im-

mer nur gelächelt und versucht, dazuzugehören, finnisch zu sein, ach so finnisch, obwohl auf meinem Rücken CCCP stand und in meinem Kopf eine kristallklare Erkenntnis aufflammte, die fast schmerzhaft war. Die Erkenntnis, dass hier irgendetwas falsch war. (S. 16)

Viktor Kärppä ist im russischen Teil Kareliens geboren und gilt daher den Russen als Finne und den Finnen als Russe. Aber diese doppelte Herkunft sowie die Zweisprachigkeit hat auch ihre Vorteile, und zwar vor allem dann, wenn man im Schmuggelgeschäft zwischen Russland und Finnland tätig ist. Nun ist Viktors Mutter, die in Russland geblieben ist, kürzlich gestorben, woraufhin Viktors älterer Bruder, der Ingenieur Aleksej, ebenfalls nach Finnland umsiedelt, wo er, der ehemalige Schmierölspezialist, nun als simpler Motorölverkäufer tätig ist.

Der eigenwillige Polizist Teppo Korhonen setzt Viktor, der zusammen mit seinem Partner Karpow als Bau-Subunternehmer eifrig illegale Arbeitskräfte vermittelt, gern als Polizeispitzel ein.

Er hob den Blick und sah mir in die Augen.

„Jetzt hab ich was. Du wirst für mich herausfinden, woher neuerdings dieses Superheroin kommt. Crocodile oder Weißer Chinese oder Dragon Lady, viele Namen, aber ein und derselbe Scheiß. Das Zeug tötet, und zwar vor allem eure Leute, Russenbengel. Und ich darf als Trauerbote rumrennen.“

Ich stammelte irgendetwas. Ich beteuerte, dass ich nach Ryschkows Tod Abstand von den schweren Gangstern gehalten hätte. Das sei schlicht und einfach eine Frage des Überlebens. Lieber lange Arbeitstage als ein kurzes Leben. Korhonen starrte mich die ganze Zeit mit verhangenen Augen an und ließ sich von meinen Worten nicht beeindrucken. Stattdessen erinnerte er mich daran, dass ich ihm zu allergrößtem Dank verpflichtet sei, sowohl dafür, dass ich überhaupt noch am Leben war, als auch dafür, dass ich meine Geschäfte weiterführen konnte. (S. 24f)

Wohl oder übel ermittelt Viktor nun in der Drogenszene. Nebenbei erfährt er auch von einem Taxifahrer, welchen Ruf sich sein Bruder Aleksej in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Finnland bereits erworben hat.

„Von hier aus kommst du mit der Straßenbahn weiter“, sagte der Fahrer urplötzlich und hielt an einem Taxi-stand. Ich stieg aus, ohne mich für die Fahrt zu bedanken.

„Tja. Alle wissen, dass es jetzt zwei von euch gibt. Dein Bruder kommt her und plötzlich läuft das Geschäft in ganz neuen Bahnen. Da fallen einem alle möglichen Rechenaufgaben ein, zum Beispiel eins plus eins“, schickte mir der Fahrer durch die Türspalte nach. „Dass die Polizei dir zusetzt, hab ich auch schon gehört, aber der Grund soll ein ganz anderer sein. Bei dieser Dopingsache steckst du ganz schön in der Scheiße. Und die B-Probe wird dich da nicht rausreißen.“ Er schlug die Tür zu, bevor ich ein Wort erwidern konnte. (S. 62f)

Die erste Maßnahme, die Viktor ergreift, ist, seinen Freund Ponomarjow um Hilfe zu bitten. Dieser leitet eine Putzfirma, die zufällig auch die Polizeistation betreut. So können die Beiden im Blaumann unbehelligt in Korhonens Büro eindringen und dort seinen Computer verwanzeln. Man weiß ja nie, zu was so etwas gut sein kann.

In Korhonens Zimmer war es halb dunkel. Ponomarjow schaltete den Computer aus, der Bildschirm wurde schwarz und knisterte vor statischer Elektrizität. „Alles in Butter“, sagte Ponomarjow und klopfte auf seine Brusttasche. „Ich hab seine Dateien auf eine CD kopiert. Allerdings scheint dein Freund lieber mit dem Stift zu schreiben. Überall liegen Notizzettelchen herum, aber auf dem PC ist echt wenig gespeichert. Na, das kannst du dir ja zu Hause angucken. Ab sofort kriegst du auch eine Kopie von all seinen E-Mails.“ (S. 70)

Natürlich hat Ponomarjows Hilfe auch ihren Preis.

Ich stand auf, bedankte mich bei Ponomarjow und wollte mich verdrücken.

„Nicht so hastig, junger Mann“, sagte er und legte den Kopf schief. „Die Klos müssen noch geputzt werden. Komm mal mit, ich zeige es dir.“ (S. 71)

Zu seiner Überraschung stellt Viktor fest, dass sein Bruder mittlerweile eine einträgliche Geldquelle gefunden hat, die er mit Hilfe eines langen Teleobjektivs anzapft.

Aleksej seufzte und guckte so schuld- bewusst, wie es einem Mann in mittleren Jahren nur möglich ist. „Na ja, da drüben ist so eine Thai-Massagepraxis“, rang er sich ab und deutete auf die gegenüberliegende Straßenseite. „Ich warte, bis ein passend aussehender Mann da reingeht, guck auf sein Nummernschild und frag beim Kfz-Register, auf wen der Wagen zugelassen ist. Telefonservice, kostet gar nicht viel. Wenn der Alte mit rotem Gesicht rauskommt, mache ich ein Foto. Dann besorge ich mir bei der Auskunft seine Telefonnummer, rufe ihn an und sage, Massage tut gut

und da ist gar nichts Erotisches dran, du interessierst dich eben für fernöstliche Kulturen, klar doch, brauchst mir nichts zu erklären. Aber vielleicht hätte deine Frau auch Interesse. Soll ich die Fotos entwickeln lassen, oder willst du den Film kaufen? Zu einem angemessenen Preis natürlich, sagen wir mal, fünfhundert Euro.“ (S. 72f)

Freilich, wenn Aleksej nicht ahnt, dass der Mann, der er beim Verlassen der Thai-Massagepraxis fotografiert und anschließend erpressen will, ein rabiater Gangster ist, dann kann er nur froh um Viktors Aufklärung sein.

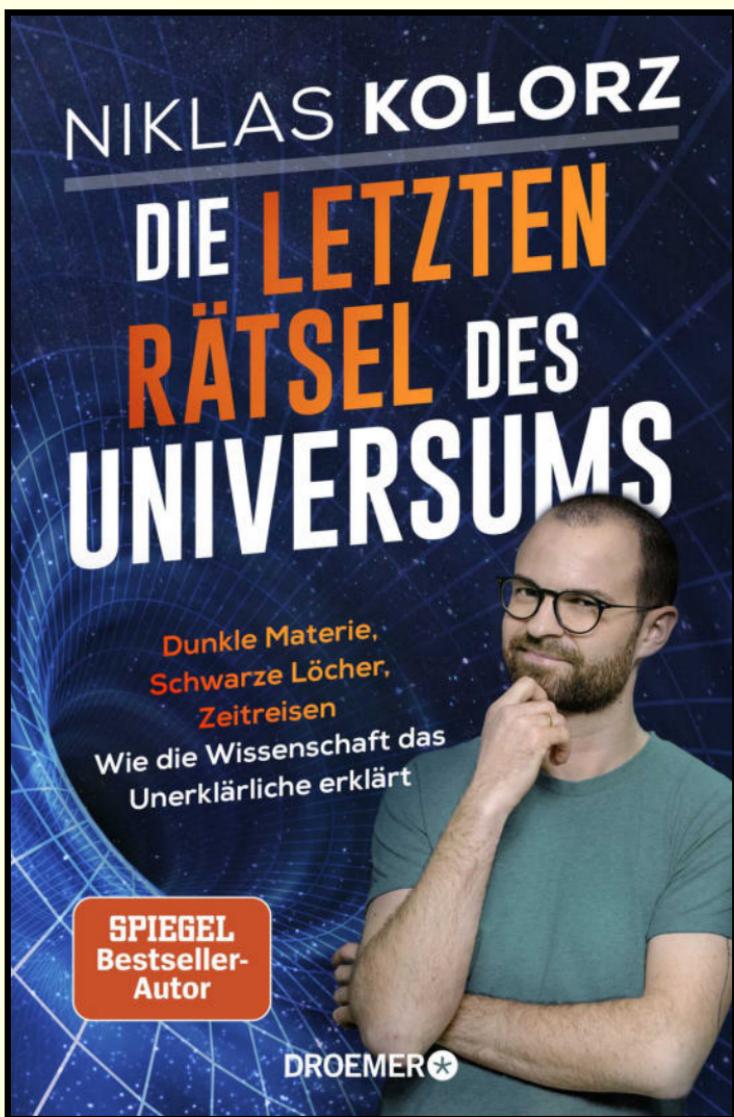
Aber auch Viktor hat es nicht leicht: Er wird nicht nur von dem Polizisten Korhonen unter Druck gesetzt, die Quelle des Phentanyls ausfindig zu machen, nein, auch die Russenmafia übt im wahrsten Sinn des Wortes mörderischen Druck auf ihn aus, weil sie die Konkurrenz eliminieren möchte.

Bruderland ist die zweite Folge in der Reihe um Viktor Kärppäas abenteuerliches Leben in Finnland. Der Überraschungseffekt

im ersten Band, wo der scheinbar harmlose Icherzähler den Leser nur in kleinen Hap-pen über seine vielfältigen Tätigkeiten und Fähigkeiten informiert hat, ist hier verflo- gen. Aber auch *Bruderland* ist wieder ein ungemein unterhaltsamer, spannender und lehrreicher Roman über Finnlands Halbwelt und Russlands Untergrund. Das nächste Zi- tat belehrt uns beispielsweise über die letz- ten aufrechten Russen.

„Die Angelegenheiten in Finnland wer- den geklärt. Ich stehe zu meinem Wort. Aber du könntest doch hierbleiben und für mich arbeiten. Direkt für mich, nicht für Onkel“, bot mir Kutuzow Tee und Arbeit an. „Ich bin ein Mann der neuen Generation. Hier werden Kräfte ge- braucht, die einen Wandel schaffen. Russland braucht diese Kräfte“, sagte er ernsthaft. „Die Räder müssen sich wie- der drehen, ohne Reibung. Unser Land ist verfallen, aber es hat Kraft, Reichtü- mer und Know-how.“ (S. 1975)

Ja, wenn die Organisierte Kriminalität nicht daran arbeitet, Russland wieder aufzubauen, wer sollte es denn sonst tun?



Niklas Kolorz []

Die letzten Rätsel des Universums. Dunkle Materie, Schwarze Löcher, Zeitreisen. Wie die Wissenschaft das Unerklärliche erklärt
Droemer (HC 334 S./€ 22,00)
München 2024
Genre: Sachbuch

Im vorliegenden Buch schauen wir uns die aktuell brennendsten Fragestellungen aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen an und lernen viele spannende Persönlichkeiten kennen, die versuchen, sich (und uns) das Unerklärliche zu erklären. Wir wagen einen Tanz an den Grenzen des Wissens: dort, wo unsere Naturgesetze zusammenbrechen und die schlauesten der schlaunen Köpfe verzweifeln. Dabei werfen wir einen Blick auf merkwürdige Mysterien und unerklärliche Phänomene. (S. 9)

Der erste Abschnitt von *Die letzten Rätsel des Universums* beschäftigt sich mit der Kosmologie, ein Fachgebiet, in dem noch große Überraschungen bevorstehen. Niklas Kolorz stellt die verschiedenen konkurrierenden

Theorien über Entstehung, Ausdehnung und Ende des Universums vor, von denen niemand sagen kann, welche nun die Wirklichkeit am besten beschreibt beziehungsweise ob die zutreffende Theorie womöglich noch gar nicht gefunden ist. Der Leser bekommt den zutreffenden Eindruck, dass die Kosmologie ein uferloses Wissensgebiet ist.

Der zweite Teil widmet sich dem Leben und dem menschlichen Bewusstsein, der dritte zukünftigen möglichen Entdeckungen und Erfindungen.

Niklas Kolorz erzählt eher leger, versteht es aber hervorragend, schwierige Wissensgebiete leichtverständlich und trotzdem tiefgründig darzustellen. Wer sich über die Speerspitze der gegenwärtigen Forschung informieren möchte, sollte zu diesem Werk greifen.

Sarah Brooks

Handbuch
für den
vorsichtigen
Reisenden
durch das
Ödland

Roman



Sarah Brooks []

***Handbuch für den vorsichtigen Reisenden
durch das Ödland***

***(The Cautious Traveller's Guide to the
Wastelands, 2024)***

C. Bertelsmann (HC 416 S./€ 24,00)

München 2024, 2. Auflage

**Aus dem Englischen von Claudia
Feldmann**

Genre: Steampunk

Der Zug selbst ist ein Wunder seiner Zeit, ein Beweis für den Erfindungsreichtum des Menschen und sein unablässiges Streben nach Herrschaft über die Erde. Zwanzig Wagen lang und so hoch wie das Portal der St.-Andrei-Kathedrale, mit Türmen an beiden Enden; eine gepanzerte Festung, unterwegs auf jener mächtigen Schienenstraße – ihrerseits ein Wunder der Ingenieurskunst –, die es uns wieder ermöglicht, diese fast unvorstellbaren Entfernungen zu durchmessen. Der Transsibirien-Kompanie ist gelungen, woran so viele andere gescheitert sind. Sie hat ein Projekt verwirklicht, das von derart un-

wägbareren Gefahren bedroht war, dass selbst die größten Ingenieure des Landes schworen, es sei nicht machbar: Land zu durchqueren, das sich seit dem Ende des letzten Jahrhunderts gegen seine Bewohner gewendet hat; es mit einer Fremdartigkeit aufzunehmen, die zu beschreiben uns die Worte fehlen; eine Eisenbahnverbindung zu bauen, die uns sicher durch diese bedrohlichen Weiten bringt. (S. 12)

In einer Alternativwelt gibt es eine Transsibirische Eisenbahn, die von Peking bis nach Moskau reicht und ein unwirtliches, gefährliches, umkämpftes Ödland durchquert.

Der Bericht aus dem Jahr 1899 begleitet einige ausgewählte Reisende, darunter die im Folgenden „Die Lügnerin“ genannte Frau.

Auf dem Bahnsteig steht eine Frau mit geborgtem Namen. Mit Dampf in den Augen und dem Geschmack von Öl auf den Lippen. Das schrille, drängende Pfeifen des Zuges verwandelt sich in das Weinen eines kleinen Mädchens ein Stück weiter und die Rufe der Bauchla-

denverkäufer, die billige Amulette als Schutz gegen das Ödlandweh anpreisen. Sie zwingt sich, den Kopf zu heben und ihn anzusehen, den Zug, der zischend und brummend vor ihr aufragt, vibrierend vor kaum zu bändigender Kraft. Wie riesig er ist, wie mächtig und massiv, dreimal so breit wie eine Pferdekutsche. Daneben wirkt der Bahnhof wie ein Kinderspielzeug. (S. 17)

Die nächste Reisende ist „Das Zugkind“.

Es ist besser, in Bewegung zu sein, sagen die Zugleute. Schienen unter sich zu haben, Räder, die einen wiegen, einen fernen Horizont, den es zu erreichen gilt. Gut, dass das Warten ein Ende hat. Und diesmal war das Warten sehr lang. Zehn Monate erzwungener Stillstand; genug, um selbst das ausgeglichenste Gemüt in den Wahnsinn zu treiben. Zhang Wei-wei, sechzehn Jahre alt, steht am Fenster des kleinen Vorraums, der zum Arbeitsbereich des Zuges führt. Hier, im vorderen Teil des Zuges – dem Quartier der Crew, dem Gartenwagen,

dem Lager – haben Passagiere keinen Zutritt; nur die Porter und Stewards eilen vorbei, zu beschäftigt, um sie zu beachten. Sie sieht zu, wie das solide Steingebäude des Bahnhofs hinter ihnen verschwindet. (S. 24)

Darauf wenden wir uns dem „Naturforscher“ zu.

Ein Mann steht am hintersten Fenster im Aussichtswagen und beobachtet Vögel. Azurelstern – *Cyanopica cyanus* – fliegen aus den Weiden auf, als der Zug vorbeidonnert, und ihre langen Schwanzfedern schillern im nachmittäglichen Sonnenlicht. Wenn Henry Grey ein Lebewesen betrachtet, sieht er ein System von Gefäßen, die in einem Muster von höchstem Geschick miteinander verbunden sind. Er sehnt sich danach, näher heranzukommen, jedes Beben einer Sehne, jedes Zucken eines Muskels zu berühren, den Puls des Lebens unter seinen Fingern zu spüren. In seiner Vorstellung wandert er durch die Gänge eines riesigen gläsernen Gebäudes, des-

sen Räume mit Vitrinen voll wundersamer Exponate gefüllt sind, und alle Augen sind auf ihn gerichtet. (S. 31)

Bei den Reisenden muss es sich tatsächlich um sehr mutige Menschen handeln, denn dem vorherigen Zug ist ein schreckliches Schicksal widerfahren.

Handbuch für den vorsichtigen Reisenden durch das Ödland ist ein faszinierender Alternativwelt-Roman, der bei der Kritik wahre Begeisterungstürme hervorrief.

Robert B. Parker

Kevins Weg ins andere Leben

Ein Spenser-Roman



Ullstein Krimi



***Parker, Robert B.: Kevins Weg ins
andere Leben**

**Robert B. Parker [Robert Brown Parker,
1932–2010]**

*Spenser 2: Kevins Weg ins andere Leben
(God Save the Child, 1974)*

Ullstein 10 326 (TB 128 S./DM 6,80)

Frankfurt/M Berlin 1985

**Aus dem Amerikanischen von Eike
Arnold**

Genre: Krimi

„Wir möchten unseren Sohn wieder-
haben“, sagte sie.

„Ich verstehe.“

„Er ist seit einer Woche verschwun-
den – weggelaufen.“

„Haben Sie eine Vorstellung, wo er
sein könnte?“ fragte ich.

„Nein“, antwortete jetzt ihr Mann.
„Ich habe ihn überall gesucht – bei
Freunden, Verwandten und Bekannten.
Niemand hat ihn gesehen.“

„Haben Sie die Polizei benachrichtigt?“

Sie nickten beide. „Ich habe sogar mit dem Polizeichef gesprochen“, sagte Mr. Bartlett. „Er versprach mir jegliche Hilfe, aber natürlich besteht nicht viel. . .“ (S. 5)

„We want you to find our son,” she said.

„Okay.”

„He’s been gone a week. He ran away.”

„Do you know where he might have run?” I asked.

„No,” her husband answered. „I looked everywhere I could think of—friends, relatives, places he might hang out. I’ve asked everyone I know that knows him. He’s gone.”

„Have you notified the police?”

They both nodded. Mr. Bartlett said, „I talked to the chief myself. He says they’ll do what they can, but of course it’s a small force and there isn’t much ...”

Spenser, ein vornamenloser Mensch Anfang vierzig, betreibt in Boston ein Ein-Mann-

Detektivbüro. Hier bekommt er gerade neue Kundschaft: Der begüterte Bauunternehmer Roger Bartlett und seine überkandidelte Frau Margery vermissen ihren fünfzehnjährigen Sohn Kevin, der eines Morgens samt seinem Meerschweinchen verschwunden ist.

Während der Vater noch optimistisch hofft, dass Kevin bei einem Freund untergekommen ist, glaubt die Mutter, dass etwas Ärgeres vorliegt.

„[...] Er ist schon damals fortgelaufen“, sagte seine Frau. „Wir haben am nächsten Tag überall angerufen. Jimmy Housers Mutter endlich sagte uns, daß er bei ihnen übernachtet hatte. Wenn du ihn nicht von der Schule abgeholt hättest, wäre er sicherlich nicht von selbst heimgekommen.“ (S. 7)

„[...] he ran away,” his wife said. She was intense and forgot about displaying her legs—the skirt slid over as she leaned forward and covered them entirely. „We called everywhere the next day, and Jimmy Houser’s mother told us

he'd been there. If you hadn't gone and got him at school, I don't think he'd have come back."

Die Behörde kümmert sich bereits um den Vermisstenfall, allen voran Polizeichef George Trask, der sich gegenüber Spenser ausgesprochen feindselig zeigt.

„Sie halten sich für etwas Besonderes und arbeiten nicht mit den zuständigen Behörden zusammen, sagt man.“

„Ach du lieber Gott, und ich dachte, das würde nie herauskommen“, scherzte ich.

„Dann lassen Sie sich folgendes sagen, Mister. Hier in Smithfield werden Sie kooperieren, und zwar mit meiner Abteilung. Meine Leute werden Sie nicht aus den Augen lassen. Wenn Ihnen das nicht paßt, können Sie gleich wieder nach Boston abdampfen. Verstanden?“

„Wie lange üben Sie eigentlich schon Ihren bösen Blick?“

„Häh?“

„Üben Sie jeden Morgen vor dem Spiegel, oder beherrscht man so etwas

wie zum Beispiel das Radfahren – einmal gelernt, nie vergessen?“

Trask schlug wütend mit der Faust auf den Tisch. Das Eis in Margery Bartletts Glas klirrte. „George, bitte“, flehte sie ihn an. (S. 11f)

„Among them is that you think you're kind of fancy and act like you're kind of special. You don't always cooperate with local authorities, they said.“ „Jesus, I was hoping that wouldn't get out,“ I said.

„Well, let me tell you something right now, Mister; out here in Smithfield you'll cooperate. You'll keep in close touch with my department, and you'll be under the supervision of my people, or you'll be hauling your ass—excuse me, Marge—right back into Boston. You got that?“

„How long you been working on that stare?“ I said.

„Huh?“

„I mean, do you work out with it every morning in the mirror? Or is it something that once you've mastered it

you never forget, like, say, riding a bicycle?”

Trask brought his open hand down hard on the tabletop. The ice in Margery Bartlett's glass jingled. She said, „George, please.”

Die trinkfreudige Mutter ist mit dem Polizeichef auf Du – und mit einigen anderen Männern auch, wie Spenser bald herausfindet. Könnten Probleme in der Familie der Grund für Kevin gewesen sein, wegzulaufen?

Von der Schulpsychologin Susan Silverman erfährt Spenser, dass sich Kevin mit Außenseitern der Gesellschaft abgibt, die sich in Art Kommune zusammengefunden haben, die von einem gewissen Vic Harroway, dreißig, angeführt wird.

Schließlich taucht gar eine Lösegeldforderung über fünfzigtausend Dollar auf, gezeichnet als Comicsstrip, was Spenser trotz seiner langen Berufserfahrung noch nicht so gesehen hat.

Sogar Ort und Zeit der Geldübergabe werden vom Entführer lange genug vorher bekanntgegeben, um der Polizei und Spen-

ser die Möglichkeit zu geben, sich auf die Lauer zu legen. Trotzdem entkommt der Geldbote unbehelligt, weil er mit einem Motorrad in einem Höllentempo über schmale Pfade fährt, wo ihm kein Auto folgen kann.

Telefonisch wird nun den Eltern in Versen vorgesungen, wo der Junge zu finden wäre. An der besagten Stelle hinter der Schule steht ein Leichenwagen, mit einem Sarg – und einer Stoffpuppe.

Im Leichenwagen war ein Sarg, der aus Sperrholzresten zusammengezimmert und mit einem Vorhängeschloß abgesperrt war. Einer der Polizisten holte einen Wagenheber, und Trask, der in den Leichenwagen geklettert war, brach die Haspe ab. Healy hob den Deckel. Ich biß die Zähne zusammen. Eine lebensgroße Stoffpuppe schoß in die Höhe und glotzte uns blöde grinsend an. Trask, der im Leichenwagen gehockt hatte, verlor das Gleichgewicht und saß nun auf dem Boden. Healy blieb reglos stehen. Die Stoffpuppe kippte zur Seite, und ich sah eine rostige Sprungfeder,

die an ihrem Rücken befestigt war.
(S. 44)

Inside the hearse was a coffin made of scrap plywood. The plywood wasn't new, and the carpentry was not professional. It was padlocked. One of the prowl car cops got a tire iron, and Trask, squatting in the hearse, pried the hasp off. Healy lifted the lid. I bit down hard on my back teeth. A life-sized rag doll dummy sat bolt upright in the coffin and leered at us with its red Raggedy Andy lips. Still squatting, Trask started back with a yelp, lost his balance, and sat down awkwardly on the floor of the hearse. Healy never moved. The dummy flopped over sideways, and I could see a rusty spring attached to its back.

Kevin ist und bleibt verschwunden. Dieser Fakt und die Tatsache der skurrilen Scherze bestätigt Spenser in seiner Vermutung, dass Kevin zusammen mit einem Helfershelfer die Erpressung selbst inszeniert haben könnte. Allerdings gewinnt der Fall ei-

ne neue Dimension, als eine anonyme Morddrohung gegen die Mutter erhoben wird.

Kevins Weg ins andere Leben ist ein Krimi, der sich auf das Wesentliche, nämlich den Entführungsfall und seine Aufklärung, konzentriert. Robert B. Parker schreibt ungewöhnlich flüssig, so dass er den Leser schon nach wenigen Seiten an die Geschichte gefesselt hat. Außerdem packt der Autor auch Themen an, die in den siebziger Jahren sehr aktuell waren, wie etwa Jugendliche, die sich über ihre sexuelle Orientierung klar werden müssen. Sein Detektiv Spenser ist klug und vorsichtig, aber auch ein gefürchteter Schläger, wenn es darauf ankommt, denn überrumpeln lässt er sich nur selten, und er nutzt jeden möglichen Vorteil im Kampf. Auf Frauen scheint er trotz oder vielleicht wegen seiner gebrochenen Nase – er war früher Amateurboxer – eine große Anziehungskraft auszuüben, auch auf auch intellektuelle.

Das große Plus an dem Roman ist aber der bissige Humor, mit dem Robert B. Parker schreibt. Sein Protagonist Spenser kann es nicht lassen, Autoritätspersonen auf den

Arm zu nehmen, selbst wenn es ihm zum Nachteil gereicht; er zeigt aber auch oft genug ein gerütteltes Maß an Selbstironie.

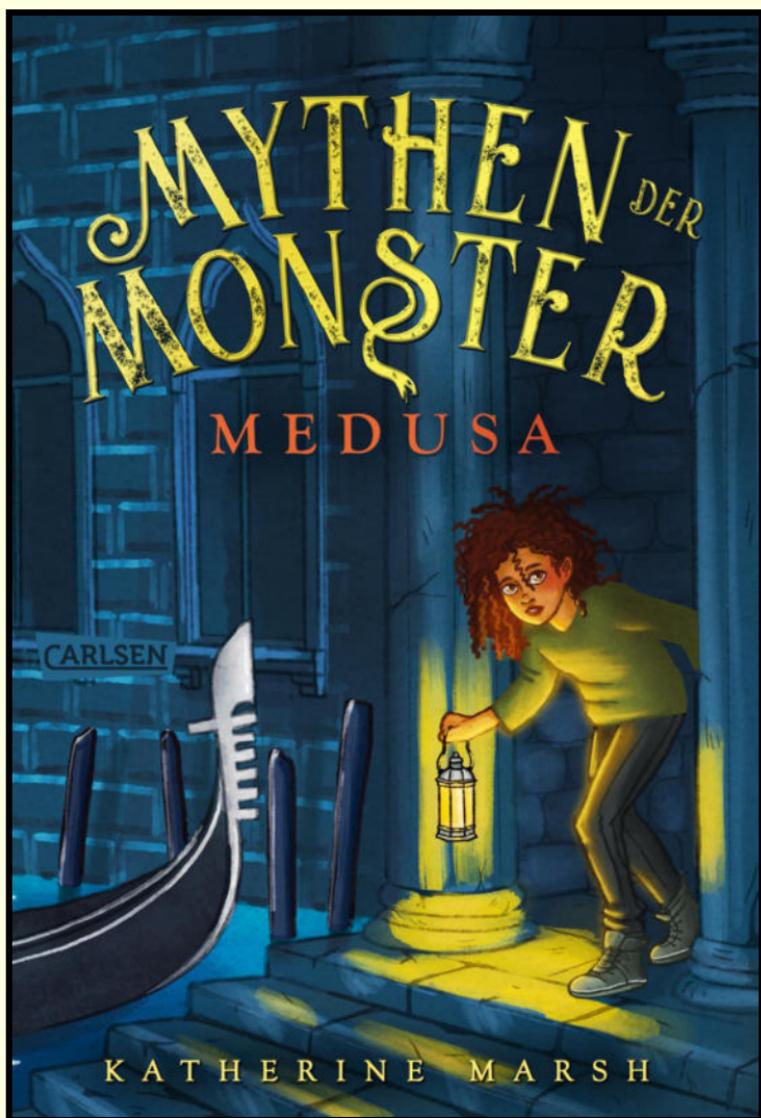
In dem folgenden Beispiel übt sich ein schwer übergewichtiger Arzt in Sarkasmus.

„Wann ist der Tod eingetreten?“ fragte Trask. Er hatte sein Notizbuch herausgenommen und hielt einen dicken, gelben Kugelschreiber in der Hand.

Der Arzt schnaufte vor Anstrengung, die sogar das Hinknien für ihn zu bedeuten schien. „Bevor wir ankamen“, sagte er. (S. 74)

„When'd he die, Doc?“ Trask had a notebook out and held a yellow Bic Banana pen poised over it to record the answer.

The doctor was strained for breath, kneeling down like that; it didn't help his temperament. „Before we got here,“ he said.



Katherine Marsh [1974–]

Mythen der Monster 1: Medusa

(The Myths of Monsters 1: Medusa, 2024)

Carlsen (HC 320 S./€ 15,00)

Hamburg 2024

Aus dem Amerikanischen von Jennifer Michalski

Genre: Phantastik

„Entspann dich, Ava“, unterbrach Owen sie. „Ist doch keine große Sache.“

Bumm. In Ava explodierte die aufgestaute Wut. Zorn pulsierte durch ihren Körper, von der Kopfhaut bis in die Zehen. Sie spannte die Muskeln an und trat einen Schritt auf Owen zu, den Blick unverwandt auf ihn gerichtet.

„Ich habe es zuerst gefunden!“, brüllte sie. „Von wegen keine große Sache. Für mich ist das eine große Sache, wenn du mir das Buch einfach vor der Nase wegschnappst!“

Ihre Stimme zitterte, und über ihren Brauen sammelte sich der Schweiß. Aus dem Augwinkel bemerkte sie, wie sich ihre krausen Locken kringelten und in alle Himmelsrichtungen abstanden.

Aber es war Ava egal, wie sie aussah oder was ihre ehemaligen Freundinnen dachten. Böse funkelte sie Owen an. Der hatte den Mund aufgerissen, starrte jedoch nur erstaunt aus hellblauen Augen zurück. (S. 12f)

Ava Baldwin, dreizehn Jahre alt, hat es nicht leicht auf der Schule, denn sie gilt als Außenseiterin; es ist kein Wunder, dass sie deshalb zu Wutanfällen neigt. Vor allem ihr Mitschüler Owen King hat es darauf angelegt, sie zu provozieren, wo es nur geht. Hier hat er ihr gerade in der Schulbibliothek ein Buch vor der Nase weggerissen, das sie dringend für eine Arbeit braucht.

Sabber rann ihm übers Kinn.

„Isabelle, hol den Sanitätsdienst, schnell!“, befahl Miss Sanchez. „Sag ihnen, Owen King hat einen epileptischen Anfall.“ (S. 13)

Überraschenderweise zeigt Avas Wut eine Wirkung: Owen erstarrt und kann erst im Krankenhaus wieder in den Normalzustand zurückversetzt werden.

Avas Mutter zeigt sich über den Vorfall nicht besorgt, meldet aber sogleich ihre Tochter und ihren älteren, hochbegabten Sohn Jaxon in der Accademia del Forte in Venedig an. Die Akademie ist in einem alten Palazzo angesiedelt und wird von einem Dr. Oreon geleitet. Als erstes müssen die Neuankömmlinge einen DNA-Test ablegen.

Die Eröffnungsrede des Schulleiters ist mehr als seltsam.

„Das mag jetzt überraschend klingen, aber die griechischen Göttinnen und Götter sind quicklebendig.“

[...]

„Die Olympier haben diese Schule jedoch nicht nur gegründet, sie leiten sie bis zum heutigen Tage“, erklärte er mit ernstem Gesichtsausdruck. (S. 43)

Die griechischen Götter leben nicht nur – was nicht so überraschend ist, denn sie sind ja unsterblich –, sondern unterrichten auch an der Akademie: Dr. Oreon ist beispielsweise niemand anders als der Orion, der Sohn des Poseidon.

Auf die Schüler wartet noch ein weiterer Schock: Ihre DNA weist sie zumindest als teilweise Nachkommen antiker Sagengestalten aus, allerdings nicht von Göttern, sondern von Monstern. Ava bekommt zu ihrem Entsetzen mitgeteilt, dass sie das Blut der Medusa in sich hat.

Die Schüler sollen auf der Akademie lernen, ihre Kräfte zu beherrschen und zu zügeln. Aber bald merkt Ava, dass die Lehrer nicht wirklich ehrlich mit ihren Zöglingen sind, sondern ihnen ein großes Geheimnis vorenthalten.

Medusa erzählt eminent spannend und trotz seines phantastischen Inhalts glaubhaft die Geschichte eines heranwachsenden Mädchens, das sich nicht nur als Außenseiterin fühlt, sondern sich zudem über ihre Herkunft und ihre Fähigkeiten nicht im Klaren ist.

Robert B. Parker
**Endspiel
gegen den Tod**

Ein Spenser-Roman



Ullstein Krimi



***Parker, Robert B.: Endspiel gegen den Tod**

Robert B. Parker [Robert Brown Parker, 1932–2010]

Spenser 3: Endspiel gegen den Tod
(*Mortal Stakes*, 1975)

Ullstein 10 341 (TB 126 S./DM 6,80)

Frankfurt/M Berlin 1986

**Aus dem Amerikanischen von Ursula
Goldschmidt**

Genre: Krimi

Sommer – und das Leben war leicht für die Red Sox, denn sie hatten Marty Rabb, den besten Pitcher in der ganzen Liga. Ich war auch da: Auf einem Sitz hoch über den Tribünen trank ich Bier aus einem Pappbecher, aß Erdnüsse aus der Tüte und fühlte mich wohl. Eigentlich war ich nicht hier, um mich wohl zu fühlen, sondern um zu arbeiten; aber manchmal kann man beides gleichzeitig. (S. 5)

It was summertime, and the living was easy for the Red Sox because Marty

Rabb was throwing the ball past the New York Yankees in a style to which he'd become accustomed. I was there. In the skyview seats, drinking Miller High Life from a big paper cup, eating peanuts and having a very nice time. I wasn't supposed to be having a nice time. I was supposed to be working. But now and then you can do both.

Der Bostoner Privatdetektiv Spenser schaut sich ein Spiel des hiesigen Baseballclubs „Red Sox“ an und bewundert insbesondere das Können des berühmten Pitchers Marty Rabb. Allerdings ist er nicht nur zum Vergnügen hier, sondern auch aus beruflichen Gründen, denn Harold Erskin, Chef des Boston American League Baseball Club, hat einen Auftrag für ihn.

„[...] Sie sollen feststellen, ob Marty Rabb Beziehungen zu Spielerkreisen hat.“

„Rabb?“ fragte ich. Schnelle Antworten sind meine Spezialität.

„Richtig, Rabb. Es ist nur ein Gerücht. Vielleicht nicht einmal das. Ein Geflüs-

ter, ein schwacher Hinweis, daß Marty hin und wieder ein Spiel doktert.“

„Marty Rabb?“ fragte ich. Wenn ich einen guten Satz habe, bleibe ich gern dabei.

„Ich weiß, das ist schwer zu glauben. Und ich glaube es im Grunde auch nicht; aber es ist immerhin möglich und muß nachgeprüft werden. Sie wissen, was auch nur der Schatten eines Verdachtes für Baseball bedeutet.“ (S. 7)

„I want you to see if Marty Rabb's got gambling connections.“

„Rabb,“ I said. Snappy comebacks are one of my specialties.

„That's right, Rabb. There's a rumor, no, not even that, a whisper, a faint, pale hint, that Rabb might be shading a game now and then.“

„Marty Rabb?“ I said. When I've got a good line, I like to stick with it.

„I know. It's hard to believe. I don't believe it, in fact. But it's possible and it's got to be checked. You know what even the rumor of a fix means to baseball.“

Offenbar spielt Rabb manchmal nicht so gut, wie er sollte; das kann sich um ein momentanes Formtief handeln, aber auch um Bedenklicheres. Damit Spenser an vorderster Front Einblick bekommt, will er sich als Schriftsteller ausgeben, der ein Buch über die Red Sox schreibt, selbstverständlich ein sehr wohlwollendes.

„Wie wäre es mit einem Schriftsteller?“ fragte ich. „Einer, der ein Buch über Baseball schreibt. „Die Sommer-spiele“ oder: „Die Boys im Sommer. So was in der Art.“

Erskine dachte darüber nach. „Nicht schlecht“, sagte er. „Nicht schlecht. Sie sehen nicht gerade wie ein Schriftsteller aus, aber wie sieht ein Schriftsteller schon aus? Also, warum nicht? Ich nehme Sie mit hinunter und sage ihnen, Sie schreiben ein Buch, werden sich ein bißchen im Klub herumtreiben und Fragen stellen. Das ist genau das richtige. Verstehen Sie was vom Schreiben?“

„Ich habe schon mal was gelesen“, sagte ich.

„Aber können Sie sich als Schriftsteller ausgeben? Sie sehen eher wie der Rauschmeißer in einem Fitnesscenter aus.“

„Ich kann versuchen, nicht so dumm zu fragen, wie ich aussehe.“

„Gut. Schön, mir genügt das. Ich sehe keine Schwierigkeiten. Aber seien Sie um Himmels willen diskret. *Diskret*, ja?“
(S. 9)

„How about a writer?“ I said.

„The guys know all the writers.“

„Not a sports reporter, a writer. A guy doing a book on baseball—you know, *The Boys of Summer*, *The Summer Game*, that stuff.“

Erskine thought about it. „Not bad,“ he said. „Not bad. You don’t look much like a writer, but hell, what’s a writer look like? Right? Why not? I’ll take you down, tell them you’re doing a book and you’re going to be hanging around the club and asking questions. It’s perfect. You know anything about writing?“

„I’ve read some,“ I said.

„I mean, can you sound like a writer? You look like the bouncer at a health club.”

„I can keep from sounding as stupid as I look,” I said.

„Yeah, okay, it sounds good to me. I see no problem. But you gotta be, for crissake, discreet. I mean dis-goddamn-creeet. Right?”

Spensers Tarnung darf auf keinen Fall auffallen, denn egal, ob Rabb krumme Dinger dreht oder nicht, sobald nur ein Schatten des Verdachts auf ihn fällt, ist er erledigt – und die Red Sox in Ermangelung ihres besten Pitchers ebenfalls.

In der Ehrentribüne lernt Spenser auf diese Weise nicht nur den Red-Sox-Manager Ray Farrell, sondern auch den weithin berühmten Sportreporter Bucky Maynard kennen, der auf Spenser einen etwas schmierigen Eindruck macht.

Spenser entschließt sich, Informationen aus allererster Quelle zu holen, nämlich von dem Buchmacher Lenny Seltzer. Wohl oder übel muss Spenser ihn über den Verdacht in

Kenntnis setzen, aber er hält Seltzer für absolut verschwiegen.

„Ich möchte wissen, ob du etwas über Marty Rabb gehört hast.“

Seltzer steckte das Tuch sehr ordentlich wieder in die Tasche zurück, zupfte drei Spitzen hervor und erhob sich halb von seinem Sitz, um im Spiegel über der Bar festzustellen, ob alles stimmte.

„Nämlich was?“ fragte er.

„So allgemein.“

„Du meinst, ob er manchmal wettet? So in der Richtung?“

„Das oder was anderes.“

„Also, bei mir hat er nie eine Wette angelegt“, sagte Seltzer. „Aber ich habe was Komisches über ihn gehört. Wenn er spielt, verändern sich die Kurse irgendwie. Wenn er wirft, wird ganz ulkiges Geld untergebracht. Nichts Großes, nichts, worüber ich auch nur nachdenken würde, wenn nicht so einer wie du ankäme und danach fragte.“

„Glaubst du, er verschiebt Spiele?“

„Rabb? Niemals, Spenser. Nicht so direkt. Es ist nur ein Gerücht, ein kleines

Geflüster, daß nicht alles stimmt. Ich würde nicht zögern, Geld anzunehmen, wenn Rabb spielt. Und ich kenne auch sonst keinen. Es ist nur . . .“ Er zuckte die Achseln und hob die Hände. (S. 20)

„I want to know if you've heard anything about Marty Rabb.“ Seltzer was very careful putting the handkerchief back in his pocket. He got the three points arranged and stood half up in the booth to look across the bar into the mirror and make sure they were right.

„Like what?“ he said.

„Like anything at all.“

„You mean, does he occasionally place a wager? That kind of thing?“

„That, or anything else.“

„Well, he never placed a bet with me,“ Seltzer said, „but I heard something peculiar about him. The odds seem to shift a little when he pitches. I mean, there's some funny money placed when he's scheduled to go. Nothing big, nothing I'd even think about if somebody like you didn't come around and ask about him.“

„You think he’s in the satchel?”

„Rabb? Hell, no, Spenser. Nothing that strong. There’s just a whisper, just a ruffle, that not everything is entirely fake. I wouldn’t hesitate taking money when Rabb’s pitching. I don’t know anyone that would. It’s just ...” He shrugged and spread his hands out palms up.

Seltzer kann den Verdacht nicht direkt bestätigen, merkt aber an, dass bei manchen Spielen, an denen Rabb teilnimmt, merkwürdige Wetten abgeschlossen werden.

Schließlich besucht Spenser Marty Rabb und seine Frau Linda, beides sehr nette und bodenständige Menschen, die einem freundlichen Schriftsteller gern Rede und Antwort stehen. Seltsam ist allerdings, dass eine Linda Hawkins, wie Mrs. Rabbs Geburtsname angeblich lautet, in ihrem vermeintlichen Heimatort nicht registriert ist.

Und noch merkwürdiger wird die Sache, als Spenser Besuch von zwei Gangstern erhält, die offenbar bestens darüber informiert sind, dass er Mary Rabb ausspionie-

ren soll, und die darüber ganz und gar nicht erfreut sind.

Endspiel gegen den Tod ist ein ausnehmend spannender und zudem menschlich-dramatischer Krimi um ein Ehepaar, das in einer ausweglosen Zwangslage steckt, aus der es eigentlich nur ein so resolutes und zugleich mitfühlendes Rauhbein wie Spenser befreien kann.

Der Roman lebt jedoch nicht nur von Dramatik, sondern auch von Robert B. Parkers ironischem Stil.

Um die Kanone zu verdecken, zog ich eine graue Leinenjacke mit roten Ziernähten über und prüfte meine Erscheinung im Spiegel. Entzückend. Ein Glück, daß nicht Muttertag war, sonst wäre ich vielleicht im Stadion belästigt worden. (S. 10)

To cover the gun I wore a gray denim jacket with red stitching along the pockets and lapels. I checked myself in the mirror. Adorable. Lucky it wasn't ladies' day. I'd get molested at the park.

Die deutsche Übersetzung liegt etwas daneben, denn Denim ist nicht Leinen, sondern Jeansstoff, und Ladies's Day ist nicht Muttertag. Aber zugegebenermaßen ist die deutsche Version noch amüsanter als das Original, denn Spenser ist im mittleren Alter und würde, wenn überhaupt, eher auf Frauen seiner Generation wirken als auf junges Gemüse. Natürlich ist seine Bemerkung ironisch gemeint, denn eine derartige Jacke, wie er sie anzieht, zeugt von eher abseitigem Geschmack, aber genau das will Spenser erreichen, nämlich als leicht überdrehter Schriftsteller angesehen zu werden.



***Pollard, Clare: Salon der kühnen Frauen**

Clare Pollard [1978–]

Der Salon der kühnen Frauen

(The Modern Fairies, 2024)

Aufbau (HC 288 S./€ 23,00)

Berlin 2024

Aus dem Englischen von Anke Caroline Burger

Genre: Historischer Roman

Wir sprechen hier von einer Zeit, in der Kindsgeburten ganz generell nicht einfach verlaufen und viele Frauen sterben, wenn sie ein Kind gebären. Manche sind noch zu jung, weil sie schon mit zwölf oder dreizehn verheiratet worden sind; manche pressen noch mit Ende vierzig ein kränkliches vierzehntes Kind heraus, andere haben schlicht und einfach Pech. Oft verbluten sie, das Leben fließt aus ihnen heraus und sammelt sich in Pfützen, bis nicht mehr genug Flüssigkeit in ihren Adern ist, um bis zum Herz zu gelangen; andere sterben an Infektionen, oder an den Ärzten, die in dieser

Ära praktisch keinerlei Wissen vorweisen können, aber gut bezahlt werden – zum größten Teil, um die anderen Männer davon zu überzeugen, dass man nichts weiter für die Frau im Kindbett hätte tun können. Insofern ist es brandgefährlich, einen Arzt im schwarzen Umhang ins Zimmer rauschen zu sehen. (S. 25f)

This is a time when childbirth is generally fraught, and many women die of it. Some are too young, married off at twelve or thirteen; some in their late forties and squeezing out a sickly, fourteenth child; some simply unlucky. They die of bleeding, often, life draining and puddling until there is not enough liquid left in their veins to push through their hearts, or from infection, or from doctors, who in this period know next to nothing but are paid well, largely to reassure men like themselves that nothing further could have been done, which makes it very dangerous to see one sweep into your room in their black robes.

Wir befinden uns in Versailles zur Zeit von Ludwig XIV. (1638–1715), im späten siebzehnten Jahrhundert. Bereits unter seinem Vater, Ludwig XIII., sind die sogenannten „Salons“ in Mode gekommen, Gesellschaftsabende, zu denen vornehme Frauen in ihr Haus einladen und bei denen über Literatur, Philosophie und andere hochgeistige Themen diskutiert wird. Die Politik klammert man vorsichtshalber aus, denn Ludwig XIV. verfügt über eine äußerst effektive Geheimpolizei.

Einer der attraktivsten Salons ist der von Marie-Catherine, Baronne d’Aulnoy (1650–1705), etwa vierzig Jahre alt. Sie wurde als Le Jumel de Barneville geboren und im Alter von nur dreizehn Jahren mit dem dreißig Jahre älteren Baron François d’Aulnoy verheiratet. So jung ein Kind zu bekommen, ist in der damaligen Zeit lebensgefährlich, und Marie kann nur froh sein, dass sie ihren Gatten mittlerweile losgeworden ist.

Marie schreibt Romane, Novellen und insbesondere Märchen – Contes de Fées, wie man auf Französisch sagt –, so dass es nicht verwunderlich ist, dass zu ihren Gästen auch Charles Perrault (1628–1703) ge-

hört, von Beruf Beamter und künstlerischer Leiter des Baus von Versailles, daneben aber der Autor der epochemachenden Märchensammlung *Histoires ou Contes du temps passé* (1697).

Für die Gesellschaften der Madame d'Aulnoy sind Märchen nicht nur Selbstzweck, sondern dienen der versteckten Kritik an den herrschenden Verhältnissen. Entweder werden alte Volksmärchen neu erzählt und in Verbindung mit zeitgenössischen Personen gebracht, oder neue Geschichten werden zu dem Zweck ersonnen, heutige Missstände zu beleuchten, ohne in das Visier der Geheimpolizei zu geraten.

Und zwischendurch hängt Marie ihren Erinnerungen nach.

Auch Jahre später wird sie sich weigern, an den dicken, lauernden Penis des Barons zu denken. An seinen speichelglänzenden Mund, der „Du gehörst mir“ in ihre Haare zischt, während er sie vergewaltigt. An das Gefühl, von innen zerstört zu werden, als würden scharfe Glassplitter in ihre weichsten Teile getrieben.

Oder an ihre erste Periode, an den Fluch, den sie nicht versteht: Sie sitzt auf dem edel vergoldeten, cremefarben gepolsterten Stuhl und sieht, wie etwas Rotes aus der Falte ihres Rocks herauströpft, und bebt vor Scham und Grauen. Das verschlagene Grinsen des Barons, als er es schließlich auch sieht, wie er mit den Lippen schmatzt, „lecker, schmecker“ sagt, seine Cousins lachen. (S. 33f)

Years later, she will refuse to remember the baron's thick, leering penis. His moist mouth choking out, „You're mine now,“ into her hair as he rapes her. The feeling she has of being smashed inside; the splinters of broken glass rubbed into her tenderest parts.

Or her first period, that curse that she does not understand: sitting on the fine, gilded cream-upholstered chair, seeing the red seep from the corner of her skirt; shaken with shame and terror. The baron's shit-eating grin when he finally sees it; how he licks his lips and

says, „Yum, yum,“ and his cousins laugh.

Hier erzählt Perrault gerade das Märchen „Eselshaut“: Als die Königin stirbt, muss ihr der König versprechen, keine Frau zu heiraten, die weniger schön ist als sie. So hat der König nur die Möglichkeit, seine eigene Tochter zu bedrängen, die sich in ihrer Not in eine Eselshaut kleidet und sich als Magd verdingt. Bei Perrault geht die Geschichte gut aus, weil ein Prinz ihre wahre Schönheit erkennt und sie heiratet.

„[...] Die Hochzeitsvorbereitungen begannen umgehend, und die Herrscher aller umliegenden Königreiche wurden eingeladen, sogar die aus dem Osten, die auf furchterregenden Elefanten einritten. Und dann war auch er da – der Vater der Braut. Er erkannte seine Tochter und bat sie um Vergebung. ‚Wie groß Gottes Gnade ist‘, sagte er, ‚dass ich dich wiedersehen darf.‘ Vor Freude weinend umarmte er sie zärtlich. Alle teilten sein Glück, und der zukünftige Ehemann war sehr erfreut, dass sein

Schwiegervater solch ein mächtiger König war.“

In diesem Moment prustet Henriette de Murat laut los und zerstört den Bann der Geschichte. „Er war sehr erfreut! Das glaube ich sofort, dass er erfreut war! Bitte nehmt es mir nicht übel, Monsieur, aber Euer Prinz ist ein ausgemachter Dummkopf. Ein weichlicher Jammerlappen. Ich meine, diese ganze Sache mit dem Kuchen und dem Ring war vollkommen überflüssig! Er hätte doch nur an ihre Tür zu klopfen brauchen! Warum hat er das Ganze bloß so kompliziert gemacht? Und jetzt ist er begeistert, dass sein perverser Schwiegervater so gute Beziehungen hat? Ist die Moral Eurer Geschichte, dass Männer erbärmliche Arschlöcher sind?“ (S. 42f)

Ursprünglich waren bei den Salons nur Frauen zugelassen, aber im Lauf der Zeit haben sich auch Männer hinzugedrängt, darunter Abbé Cotin, der die Bekanntschaft mit Perrault nutzen will, um mit dessen Hil-

fe in die Académie Française aufgenommen zu werden.

„In die Académie wird man allerdings auf Lebenszeit berufen, und ich hoffe, keiner von uns wird demnächst seinem Schöpfer gegenübertreten“, erwidert Perrault bestimmt.

„Natürlich nicht, aber Gottes Wege sind unergründlich, nicht wahr? Man darf ja in aller Bescheidenheit hoffen. Ich suche außerdem gerade einen Herausgeber für mein neues großes Gedicht *La Pastorale sacrée*, und ich glaube, Ihr kennt Barbin, der seinen Verlag in der Nähe von Sainte-Chapelle hat ...“ Natürlich, denkt Charles. Reimpaare quellen ohne Unterlass aus dem Abbe, wie Kot durch die neue Pariser Kanalisation, ständig auf der Suche nach einem Abfluss. (S. 48)

Der König geht, wie es sich gehört, in Sachen Sittlichkeit mit extravagantem Beispiel voran.

Und wo wir vom Bett und immer mehr sprechen, darf natürlich auch das Ficken nicht unerwähnt bleiben. Hast du bemerkt, wie das Hoffräulein dir hinter ihrer Maske Blicke zugeworfen und die Äpfel in ihrem üppigen Ausschnitt zu rechtgerückt hat? Hat jemand auf dem Gang seinen Schritt an dir gerieben? Sie machen es ständig, die Adligen, alleamt, klebrig vom vielen Ficken, tropfend vom vielen Ficken. Die Ehe ist ein rein politisches Arrangement und hat mit Liebe nichts zu tun; keine außerehe-lichen Beziehungen zu unterhalten, gilt als gelinde gesagt seltsam. Versailles ist das Penisparadies, ein Schlaraffenland für Muschis. Gewöhnliche Huren gibt es hier natürlich nicht – ein Befehl ist erlassen worden, ihnen Nase und Ohren abzuschneiden, wenn sie sich im Umkreis von zwei Wegstunden rund um Versailles blicken lassen –, aber Kurtisanen sind etwas anderes. Der König selbst hat mehrere Mätressen. Seit er seine Unschuld als Fünfzehnjähriger an die vierzigjährige „Einäugige Catherine“ verlor, ist kein Mädchen mehr vor ihm

sicher, ob Kammerzofe oder Hofdame. Er vergnügt sich überall in Versailles: in Betten, auf Chaiselongues, in Türrahmen – ein Favorit ist, wenig verwunderlich, der Spiegelsaal. (S. 61f)

Der Salon der kühnen Frauen – ein nicht wirklich passender deutscher Titel für *The Modern Fairies* – ist ein äußerst bissiges Zeitbild des Frankreichs Ludwigs XIV. Die Frauen haben wenig Rechte und müssen sich ein Stückchen Selbstbehauptung in ihren Salons mühsam erringen. Neben der speziellen Zeitkritik zielt der Roman auch auf die generelle Unterdrückung und sexuelle Ausbeutung der Frauen in allen Jahrhunderten ab.

Die Dichterin Clare Pollard stellt jedem der fünfundzwanzig Kapitel ihres Romans ein traditionelles Märchen zur Seite, von „Das Märchen von der Eselshaut“ („Peau d’Âne) bis „Das Märchen vom verzauberten Brief“. Nicht alle Märchen werden auserzählt, sondern die meisten werden nur kurz angerissen. Aber alle stehen in direktem Zusammenhang zur Handlung und zur Kritik an den bestehenden Verhältnissen, die

sich im Lauf der Handlung noch weiter verschlimmern, denn ein überstrenger Winter ruft eine Hungersnot im Volk hervor; aber auch in Versailles ist man nicht sicher, da überall Spitzel lauern. Auf diese Weise sorgt die Autorin dafür, dass ihr kritisches Stück auch den Lesern genügt, die sich von einem Roman Spannung erwarten.

Robert B. Parker

Spensers Abschied

Deutsche Erstausgabe



Ullstein Krimi



***Parker, Robert B.: Spensers Abschied**

Robert B. Parker [Robert Brown Parker, 1932–2010]

Spenser 11: Spensers Abschied
(Valediction, 1984)

Ullstein 10 300 (TB 162 S./DM 6,80)

Frankfurt/M Berlin 1985

**Aus dem Amerikanischen von Klaus
Kamberger**

Genre: Krimi

Auf dem weiten Rasenstück zwischen Widener-Bibliothek und Gedächtnis-Kirche saß Susan Silverman auf ihrem Faltstuhl zwischen vielen anderen Faltstühlen. Sie hatte einen schwarzen Talar an und ein komisch aussehendes Barrett auf dem Kopf und wartete auf ihre offizielle Promotion zum Doktor der Klinischen Psychologie. (S. 5)

On a folding chair among many many folding chairs set up on the broad lawn between Widener Library and Memorial Church, Susan Silverman sat in a black gown and a funny-looking mortarboard

and waited for the formal award of her Ph.D. in clinical psychology.

Der raubeinige Bostoner Privatdetektiv Spenser ist liiert mit der feinsinnigen Psychologin Susan Silverman. Nun jedoch, da sie in Harvard promoviert hat, zieht es sie nach San Francisco, wo ein interessanter Arbeitsplatz auf sie wartet – außerdem glaubt sie, dass sie wenigstens für eine gewisse Zeit eine Distanz von Spenser braucht.

Spenser versinkt nach dem Wegzug Susans in eine tiefe Depression, aus der ihn zum Glück sein Adoptivsohn Paul Giacomin herausreißt.

„Hast du Lust zu arbeiten?“ fragte er.

„Irgendwann muß ich mal wieder“, sagte ich.

„Eine von den Tänzerinnen in unserer Truppe ist verschwunden.“

„Die Cops schon benachrichtigt?“

Paul schüttelte den Kopf. „Tommy will sie nicht im Haus haben. Es ist seine Freundin.“

„Warum keine Cops?“

„Ich weiß nicht. Es ist ein bißchen eigentümlich. Aber ich habe Tommy gesagt, daß ich dich frage. Kannst du da was unternehmen? Ich möchte aber nicht, daß du anfängst, bevor du tatsächlich bereit bist.“

„Besser als herumhängen und sich von irgendwelchen *TV-Clans* berieseln zu lassen“, sagte ich. (S. 14)

„You feel like working?“ he said.

„Have to eventually,“ I said.

„One of the dancers in the company has disappeared.“

„Cops been notified?“

Paul shook his head. „Tommy doesn't want them. It's his girlfriend.“

„Why no cops?“

„I don't know. It's a little strange. But I told Tommy I'd ask you. Are you ready to do something? I don't want you to do it unless you're ready.“

„Better than hanging around watching *Family Feud*,“ I said.

Paul ist aktiver Tänzer bei den Tommy Banks Dancers, bei denen Pauls Freundin,

die Tänzerin Sherry Spellman, verschwunden ist. Banks behauptet, Sherry wäre von der „Erneuerten Kirche von der Erlösung“, die von einem gewissen Bullard Winston geleitet wird, entführt worden; aber Banks will unter keinen Umständen die Polizei einschalten.

„Sie ist aber mehr als verschwunden“, sagte Banks. „Man hat sie eingefangen.“

Paul sah ihn erschrocken an. Ich nickte.

„Die Bullies haben sie eingefangen.“

Paul schaute noch erschrockener. „Diese religiöse Sekte?“ fragte ich.

„Ja“, sagte Banks. „Die Erneuerte Kirche von der Erlösung. Ich nehme an, Sie kennen sie.“

„Ich weiß, daß es sie gibt und daß ihr Führer, Pope, Oberhexenmeister oder wie immer sie ihn nennen, ein Kerl namens Bullard Winston ist, und der glaubt an die streitbare Kirche.“

„Genau“, sagte Banks. „Und die haben Sherry.“

„Mit Gewalt?“

„Ja.“

„Das hast du mir nicht erzählt“, sagte ich zu Paul.

„Ich wußte es nicht“, sagte Paul.

„Sie sind eingedrungen“, sagte Banks, „zu fünft, drei Männer, zwei Frauen. Sie hatten automatische Waffen. Einer schlug mich mit dem Gewehrkolben nieder. Ich war halb besinnungslos. Sie griffen sich Sherry, fesselten sie und schleppten sie davon. Ich schaffte es, bis zum Eingang zu kommen, und konnte sehen, wie sie sie in den Kofferraum eines Autos steckten und dann wegführen. Danach verlor ich ganz die Besinnung.“ (S. 17f)

„She’s more than missing,“ Banks said. „She’s been taken.“

Paul looked startled. I nodded again. „She’s been taken by the Bullies.“

Paul looked more startled. „The religious group?“ I said.

„Yes,“ Banks said. „The Reorganized Church of the Redemption. You know about it, I assume.“

„I know that it exists, that its leader, pope, chief wizard, whatever they call

him, is a guy named Bullard Winston who believes in the church militant.“

„Yes,“ Banks said. „They’ve taken Sherry.“

„By force?“

„Yes.“

„You didn’t tell me that,“ I said to Paul.

„I didn’t know it,“ Paul said.

„They broke in,“ Banks said, „five of them, three men, two women, in berets and fatigue clothes. They had automatic weapons. One of them hit me with the butt of the weapon and knocked me down. I was half conscious. They grabbed Sherry, bound her, and took her away. I was able to get to the door in time to see them put her into the trunk of a car and drive away. Then I passed out.“

So ganz glaubhaft wirkt der Banks Bericht von der Entführung nicht, aber es ist eine Tatsache, dass Sherry verschwunden ist.

Spenser holt sich erstmal Auskunft bei Vater Kenneally, dem Sektenexperten der Katholischen Kirche, der die „Bullies“ als

die Art von Fanatikern bezeichnet, die nicht die andere Wange hinhalten.

„Die Bullies“, sagte er, „sind eine männlich-aggressive, eine christliche Macho-Sekte. Sie fühlen sich als Soldaten Christi und beten Christus an, der die Händler und Geldverleiher aus dem Tempel vertrieben hat, nicht den, der am Kreuz gestorben ist.“ (S. 25)

„The Bullies,“ he said, „are a macho subspecies of Christianity. They believe in the concept of Christian soldiers and worship the Christ who scourged the moneylenders from the temple, not He who suffered His own crucifixion.“

Außerdem stehen die Bullies, wie Spenser von Lieutenant Martin Quirk erfährt, im Verdacht, ihre Kirche mit Drogenhandel zu finanzieren. Spenser, der große Frauenfreund, macht sich sogleich auf, Sherry zu retten, sofern diese überhaupt gerettet werden will, was ihn nicht nur in Konflikt mit den Bullies, sondern auch mit der Drogenmafia bringt.

Spensers Abschied ist im Großen und Ganzen ein unterhaltsamer und dramatischer Krimi, den man mit Vergnügen liest. Allerdings leidet er unter Spensers zu häufigen Gejammer über den Verlust von Susan, was Robert B. Parker – Professor für Englisch an der Northeastern University in Boston – leider nicht so glaubwürdig erzählt wie etwa Spensers Ermittlungen. Die Handlung hat eine ganze Reihe von sehr überraschenden Wendungen, wobei allerdings die letzte wirkt, als wäre sich der Autor selbst nicht ganz sicher gewesen, wie er den Roman enden soll.

Die Erneuerte Kirche von der Erlösung ist allem Anschein nach ein wenig von der Scientology Church inspiriert, weist aber genügend Unterschiede auf, um den Autor nicht in Schwierigkeiten zu bringen.

Dass das Drama um Susan etwas übertrieben dargestellt ist, könnte seinen Grund darin haben, dass sich Robert B. Parker und seine Frau Joan trennten: Sie zog laut Wikipedia in den zweiten Stock ihres gemeinsamen Hauses, er in das Erdgeschoß, und den ersten Stock nutzten sie gemeinsam. Zu der Zeit hatte Parker eine lockere, aber

langdauernde Beziehung zu einer Freundin
namens Susan.

M.W. CRAVÉN

AUTOR DES
BESTSELLERS

M.W.
CRAVÉN
DER
BOTANIKER

KRIMINALROMAN

DER ZÖGLING

DROEMER★

M. W. Craven [Mike W. Craven, 1968–]

Washington Poe 1: Der Zögling

(The Puppet Show, 2018)

Droemer 65 997 (PB 400 S./€ 16,99)

München 2024

Aus dem Englischen von Sabine

Schilasky und Marie-Luise Bezenberger

Genre: Krimi

Sein Peiniger senkt das Zippo, zieht die Flamme langsam abwärts. Der Brandbeschleuniger fängt Feuer. Die gierigen Flammen lodern auf und kriechen dann seinen Arm hinab.

Sofort ist der Schmerz da, als wäre sein Blut zu Säure geworden. Entsetzt reißt er die Augen weit auf, und jeder Muskel wird steinhart. Seine Hände ballen sich zu Fäusten. Er versucht zu schreien, doch der Schrei stirbt, als er auf das Hindernis in seinem Rachen trifft, wird erbärmlich und erstickt im Gurgeln seines eigenen Blutes.

Seine Haut zischt und brutzelt wie Fleisch in einem heißen Backofen. Blut, Fett und Wasser rinnen ihm über die Arme und tropfen von seinen Fingern.

Vor seinen Augen wird es schwarz.
Der Schmerz lässt nach. Sein Atem geht
nicht mehr schnell und panisch.

Der alte Mann stirbt. Er weiß nicht,
dass sein Körperfett das Feuer noch
lange in Gang halten wird, nachdem der
Brandbeschleuniger aufgebraucht ist. Er
sieht nicht, wie die Flammen verbren-
nen und verzerren, was ihm in die Brust
geritzt worden ist.

Doch es geschieht trotzdem. (S. 8)

In der Grafschaft Cumbria im Nordwesten
Englands geht ein Wahnsinniger um. Er hat
nun schon sein drittes Opfer in einem der
vielen dortigen keltischen Steinkreise ge-
fesselt, mit selbstgebasteltem Napalm be-
strichen und lebendig komplett verbrennen
lassen.

Die Analystin Tilly Bradshaw arbeitet bei
der Serious Crime Analysis Section. Einer-
seits leidet sie unter völliger sozialer In-
kompetenz, andererseits ist sie aber genial
begabt. Sie ist es auch, die mittels Multislice-
Computertomographie herausfindet,
dass der Mörder seinem letzten Opfer die
Worte „Washington Post 5“ vor der

Verbrennung tief in die Brust geschnitten hat.

Detective Sergeant Washington Poe ist wegen Fehlverhaltens vom Dienst suspendiert, wird aber aufgrund dieser Entdeckung von seiner Vorgesetzten, Detective Inspector Stephanie Flynn, wieder rehabilitiert. Poe ist es auch, der entdeckt, dass Tilly von ihren Kollegen gnadenlos gemobbt wird, woraufhin er diesen Missstand rabiabstellt.

Nachdem ein viertes Opfer gefunden wird, machen sich Poe und Tilly gemeinsam daran, die Bestie zu jagen. Tillys wichtigste Entdeckung ist, dass sich die Ermordeten aufgrund der dünnen Besiedelung Cumbrias aus statistischen Gründen gekannt haben müssen. Und sie schließt, dass sie wissen, warum der Mörder hinter ihnen her ist, dass sie sich aber nicht an die Polizei wenden, weil sie etwas aus ihrer Vergangenheit zu verbergen haben.

Wenn es darum geht, den Roman mit den grauseligsten Serienmorden zu küren, ist *Der Zögling* ein vielversprechender Kandidat. Ansonsten ist es vor allem das un-

gleiche Duo Poe & Tilly, das dem Krimi seinen Reiz verleiht.



Gabriella Wollenhaupt
Grappas Versuchung

Kriminalroman

|gr|af|it|

***Wollenhaupt, Gabriella: Grappas Versuchung**

Gabriella Wollenhaupt [1952–]

Maria Grappa 1: Grappas Versuchung
(1993)

Grafit 034 (TB 188 S./€ 7,90)

Dortmund 2004, 9. Auflage

Genre: Krimi

Das Verhältnis zwischen meinem Chef und mir ist von tiefer, gegenseitiger Achtung geprägt. Er denkt „Achtung!“, wenn er mich sieht und ich denke daselbe, wenn er mir über den Weg läuft. Ich verließ gerade das Funkhaus, verstaute den Kassettenrecorder im Auto, als er mir entgegenrief: „Nun, Fräulein Grappa, geht’s wieder auf Recherche?“

„Frau Grappa bitte, Herr Riesling. Eine Reporterin ist immer auf Achse. Aber, wem sage ich das? Ihre letzte Reportage vor 15 Jahren beeindruckt mich noch heute.“

Ich sah, wie er rot anlief. Er wußte, daß er im Funkhaus „der Schreibtischtäter“ genannt wurde. Und er fand das –

im Gegensatz zu mir und meinen Kollegen – überhaupt nicht komisch.

Riesling kochte. Doch Schlagfertigkeit war nie seine Stärke gewesen. Er hielt es mehr mit Schüssen aus dem Hinterhalt, die dann einschlugen, wenn sein Opfer an nichts Böses dachte. (S. 9)

Maria Grappa arbeitet beim Bierstädter Lokalradio, verträgt sich aber nicht sonderlich gut mit ihrem Chefredakteur Karl Riesling, den sie gerne als „Schreibtischtäter“ bezeichnet.

Die jüngste Nachricht, über die es zu berichten lohnt, ist ein Selbstmord: Ein junger Mann namens Richie Mansfeld hat sich auf die Bahngleise gelegt und ist dort zermatscht worden. Freilich, Zeugen wollen gesehen haben, wie er kurz vor seinem Ableben von drei Skinheads gewaltsam aus der Kneipe „Zum Stier“ geschleppt wurde, was nicht nur in Grappa, sondern auch in Staatsanwalt Heinz Strickmann Zweifel am Hergang weckt.

Mein Informant im Polizeipräsidium hatte mir etwas von Ungereimtheiten

erzählt. Das viele Blut an der Böschung, Hirnmasse im Gras und Schleif- und Reifenspuren. Keiner, der sich verzweifelt vor den Zug schmeißt, haut sich vorher so eins auf den Kopf, daß der Schädel zerspringt. (S. 14)

Manfred Poppa hat beim Radio eine Sendung mit dem Zweck der tätigen Nächstenhilfe. Ihn bittet Grappa, doch unter den Zuhörern nach Zeugen des fraglichen Abends zu suchen. Es meldet sich ein Michael Muradt, der Onkel des Opfers.

Da stand er. Sehr groß, was vermutlich daran lag, daß ich saß. Sehr männlich, was vermutlich daran lag, daß ich zur Zeit etwas entwöhnt war. Sehr überlegen, was vermutlich daran lag, daß ich Naturgewalten schon immer für etwas Schicksalhafteres gehalten habe, gegen die ein normal Sterblicher nicht die geringste Chance hat und die man einfach nur überstehen muß.

Da stand er immer noch – eine Mischung aus Charlton Heston und Winnetou. Wie im Film. Gut ausgeleuchtet.

15 Jahre strenges Training in Frauen-
gruppen waren wie weggeblasen. Mei-
ne Hormone jubelten. Meine Knie wur-
den weich. Mein Magen schlug Purzel-
bäume. Hier stand er, der Mann, von
dem ich immer gern geträumt hätte,
wenn ich hätte annehmen können, daß
es ihn überhaupt geben würde. Ich hat-
te es irgendwie geahnt, daß dieser
Abend der Auftakt zu einer Menge
Schwierigkeiten emotionaler Art sein
würde, jammerte ich innerlich und be-
dauerte mich jetzt schon. Hoffentlich
war er verheiratet und hatte einen Stall
voll Kinder oder war wenigstens stock-
schwul. (S. 22f)

Grappa und Muradt treffen sich in dessen
Lokal „Pinocchio“, wobei sich Letzterer als
der Schwarm aller Frauen Ende dreißig ent-
puppt. Muradt ist zwar, wie Grappa bald
bemerkt, ein ausgemachter Macho, aber ge-
rade diese Eigenschaft befördert bei ihr an-
scheinend den Fluss der Hormone beträcht-
lich. Außerdem erfährt die Reporterin, dass
Richie möglicherweise in nicht ganz saube-
re Geschäfte verwickelt war.

Doch bei einem Selbstmord bleibt es nicht: Lisa, die Ehefrau des Immobilienhais Kurt Korn, für den Richie mutmaßlich gearbeitet hat, scheidet mit Schlafmitteln aus dem Leben – eine Häufung, die nicht nur Grappa seltsam vorkommt.

Die weitere Recherche führt Grappa zu den Opfern Kurt Korn. In einem seiner zahlreichen Häuser hat der Unternehmer bereits sämtliche Wohnungen zwecks Renovierung und Wertsteigerung entmietet, bis auf die der alten Witwe Elfriede Strunk, die Grappa von dem schrecklichen Terror erzählt, dem sie ausgesetzt ist.

„Eines Abends klingelte es und da standen drei Leute vor der Tür. Sie kamen sofort in meine Wohnung und fragten mich, ob ich nicht ausziehen wollte. Nein, sagte ich, ich wohn' schon 40 Jahre hier und hier will ich bleiben. Die sagten dann: Das Haus wird aber abgerissen und wo willst du dann wohnen, Oma? Und als ich ihnen sagte, daß ich mich beim Mieterverein erkundigt hatte, wurde der große von ihnen böse.

Er nahm einen Stuhl und schlug mir den Fernseher kaputt.“

Elfriede Strunk war erregt und setzte sich in einen Ohrensessel. „Am nächsten Abend kamen sie wieder. Sie drückten die Tür einfach ein. Sie warfen eine tote Katze in meinen Flur und brüllten: ‘Das machen wir mit dir auch, Oma!’ und verschwanden. Und dann habe ich bei der Nachbarschafts-Sendung angerufen.“ (S. 89)

Grappas Versuchung glänzt nicht nur mit einer überaus spannenden Handlung, sondern brilliert vor allem mit Gabriella Wollenhaupts ironisch-zynischem Stil, mit dem sich die Protagonisten einerseits über sich selbst lustig macht und andererseits Missstände anprangert.

Hier zum Beispiel trifft sie sich auf dem Internationalen Frauentag im Rathaus mit einer bürgernahen Ratsfrau der Bunten Partei.

Ich guckte mich um, langsam füllte sich die Halle. In der Ferne sah ich die Ratsfrau der Bunten, Erika Wurmdobler-

Schillemeit, die immer einen guten Kontakt zu den Medien suchte. Hoffentlich kam sie nicht auf die Idee ... Ich hatte es kaum zuende befürchtet, da stand sie schon schnaufend neben meinem Stuhl. „Ist das der Pressetisch oder kann ich mich setzen?“ Die acht Stufen der Rathausstreppe hatten ihr hektische Flecken auf den Hals gezaubert.

„Heute gibt es keine Regeln, Frau Wurmdobler-Schillemeit“, säuselte ich, „wenn Frauen ganz unter sich sind, wir gehen doch einfach anders miteinander um, gell?“

Sie nickte dankbar und ließ ihre 100 Kilo in den nachgeahmten Thonet-Sruhl plumpsen. Ich guckte sie verstohlen an. Ich mochte sie gut leiden, denn ich freue mich immer, wenn ich eine Frau sehe, die dicker ist als ich. (S. 33f)

Im nächsten Zitat packt Grappa einen Koffer für ein gemütliches Wochenende bei Muradt.

Ich hatte meinen Koffer sorgfältig gepackt und meine besten Sachen für die-

ses Wochenende mitgenommen, den Kaschmir-Pullover oversized, den ich für sündhaft viel Geld erstanden hatte. „Sie müssen etwas Lockeres nehmen, Sie haben untenrum Probleme“, hatte die Verkäuferin messerscharf erkannt, als sie mir das gute Stück aufschwatzte. „Junge Frau“, hatte ich entgegnet, „ich habe nicht nur untenrum Probleme.“

Sie nickte verständnisvoll und ich empfahl ihr im Gegenzug eine umfassende Akne-Behandlung und einen Termin beim Kieferorthopäden. (S. 50)

Grappas Problem ist, dass sie sich mit der offiziellen Linie des Radiosenders nicht anfreunden kann, stets gegen den Strich bürstet und sich auf diese Weise mit dem Chefredakteur anlegt. Dazu muss man wissen, dass Gabriella Wollenhaupt ihre Karriere als Jungredakteurin bei einer Ruhrpottzeitung begonnen hat und sich dort binnen Kurzem mit der Verlagsleitung wegen unpassender Tendenz ihrer Artikel überworfen hat. Man konnte ihr nicht kündigen, weil sie Betriebsrätin war, wohl aber bis einer einvernehmlichen Auflösung des Ar-

beitsverhältnisses gegen volles Entgelt freistellen. Man sieht, dass die Autorin – die später erfolgreiche Redakteurin beim Westdeutschen Rundfunk wurde – ebenso streitbar ist wie ihre Heroine Grappa.

Grappas Versuchung ist erst der zweite Krimi von Gabriella Wollenhaupt – der erste ist unter Pseudonym erschienen – und zeigt bereits die Autorin auf der Höhe ihrer Fähigkeiten. Der Schluss ist nicht mehr ganz so glaubwürdig wie der Hauptteil des Romans, dafür allerdings umso abenteuerlicher und dramatischer.

Anthologie
DER RING DES THOTH



Dornbrunnen Taschenschmöker

*Dangel, Lars: Ring des Thoth

Lars Dangel, Hrsg. []

***Der Ring des Thoth und andere schaurige
Kostbarkeiten***

Dornbrunnen Taschenschmöker 36

(TB 172 S./€ 9,99)

Berlin 2023

Genre: Phantastik

Dass die klassische Phantastik nur eine kleine Leserschaft anspricht, ist verständlich, da lediglich das Werk von rund ein Dutzend der bekanntesten Genreautoren immer wieder aufgelegt wurde und wird, und der große unbekannte Rest einen Dornröschenschlaf schlummert. Zum einen liegt das daran, dass viele Werke der frühen Phantastik heute sehr selten sind und die wenigen Exemplare, die noch existieren, bei Sammlern wohlbehütet, aber häufig ungelesen im Regal liegen oder gleich in Kisten archiviert werden.

Der andere Grund ist, dass das Genre der Phantastik früher durchaus allgegenwärtig war und auch von renom-

mierten Schriftstellern gerne ausprobiert wurde, die Texte sich aber oft nur in Zeitschriften und Tageszeitungen finden lassen, was aus mehreren Gründen die Arbeit mit dem literarischen Erbe eher einer archäologischen Arbeit gleichen lässt. (S. 7)

Seit fünfundzwanzig Jahren sucht Lars Dangel nach phantastischen Erzählungen der Vorkriegszeit. Viele davon sind in Zeitungen erschienen, die keinen Index besitzen, ja nicht einmal ein Inhaltsverzeichnis für die einzelne Ausgabe: Da hilft nur, jede Zeitung Nummer für Nummer durchzublättern und die darin abgedruckten Erzählungen auf phantastischen Inhalt hin zu überprüfen. Das Ergebnis seiner Nachforschungen legt Dangel in seinen Anthologien im Verlag Dornbrunnen vor – bisher unentdeckte Schätze der Vergangenheit.

In Funchal auf Madeira. Aus blauer Ferne liefen vor der blitzenden Geißel der Sonne die Wellen her an den Strand, lässig im ewigen Spiel. Drei Fischer saßen auf einer niederen Mauer, alte Ker-

le. Sie rauchten Zigaretten, spuckten, blinzelten in das Lichtgeflimmer der Weite. Als ich einen Augenblick neben ihnen nach einem einfahrenden Dampfer blickte, glaubte ich folgende Worte zu verstehen:

„Wisst ihr schon“, sagte der weißhaarige, älteste in der Mitte, „neulich hat der Schotte wieder einen Haimenschen gesehen.“ (S. 11, „Der Haimensch“ von Georg von der Gabelentz)

Auf Madeira lebt der Schotte William Todd, der behauptet, schon öfter einen der sagenhaften Haimenschen gesehen zu haben.

Araber, Mauren, die einst hier an den Küsten hausten, als Sklavenhändler, Seeräuber und Fischer, bewahren eine uralte Sage: Ein großes Land sei einmal hier im Meer versunken, und ein böser Geist hätte die Ertrunkenen in Haie verwandelt. Sie lebten als solche fort. Zuweilen nun erwache in solchem dämonischen Haiwesen eine dumpfe Erinnerung an Menschliches, und es tauche auf, schwimme an den Strand, raube

sich wohl auch eine Braut unter badenden Mädchen und ziehe die Unglückliche mit sich in die Tiefe. (S. 14)

Eine alte Sage erzählt davon, dass ein Land im Meer versunken sei und dessen Bewohner in Haie verwandelt worden seien.

Sie beugen sich zum Beispiel über den Rand des Bootes und sehen ab und zu drunten wie aus wunderbarem Nebel einen seltsam geformten Schatten auftauchen und vorüberhuschen. Sie ahnen, dass da irgendein Tier der Tiefe emporkam, Sie vielleicht beobachtet mit Augen, die im Dunkeln leuchten, und dann wieder in die kalte Nacht des Grundes hinabtaucht, in jenes Riesengrab der Jahrtausende, in dem die gesunkenen Schiffe neben gestorbenen Geschöpfen des Meeres zu Muschelbänken werden, in märchenhaften Korallenwäldern verschwinden, vielleicht auch ruhelos, als ewige Wanderer mit unbekanntem Strömungen umhertreiben, oder als schwarze Skelette langsam von Sand und Schlamm verschlungen

werden. Wer kann es sagen? Das Meer ist ein Moloch allen Lebens.

Vielleicht werden versunkene Flotten nach Millionen Jahren als gigantische Versteinerungen auf den Gipfeln neuer Gebirge ausgegraben. (S. 14f)

Eines Tages sieht Todd von seinem Boot aus einen Haimensch, wirft seine Lanze nach ihm und hört einen Schrei, der nicht menschlich ist, der aber auch nicht von einem gewöhnlichen, stummen Hai stammen kann

Später verliebt sich Todd in eine junge Frau namens May und feiert Verlobung. Doch jener Haimensch, erkennbar an seiner Kopfwunde, holt sich die im Meer schwimmende May. Zu allem Unglück fällt auch noch der Verdacht auf Todd, denn man erzählt sich, er habe seine Verlobte ertränkt.

Schließlich sehen der Icherzähler und Todd gemeinsam einen Haimensch, aber es gelingt dem Schotten nicht, ihn zu erlegen. Am Ende treibt eines Tages Todds Boot leer im Meer – der Haimensch hat ihn sich geholt.

„Der Haimensch“ ist eine stimmungsvolle Erzählung, die halb zwischen Realismus und Phantastik angesiedelt ist. Ohne Zweifel ist es ein merkwürdiger Hai, mit dem der Schotte kämpft, aber es ist keineswegs sicher, dass es sich um den Abkömmling verwandelter Menschen handelt.

Ich [...] war daher umso erstaunter, als er mit mir um die Kirche herumging und durch ein kleines Eisenpörtchen eine Gruft betrat und mich zu sich winkte. Ich folgte ihm wohl, doch konnte ich mich eines merkwürdig unangenehmen Gefühls nicht erwehren, als wir, an zwei Särgen vorbei, neuerlich vor einer Eisentür standen, die Li-Hung-Li mit einem Schlüssel öffnete und mich eintreten ließ. „Ich mache gleich Licht“, flüsterte er mir zu, worauf sofort das Surren eines Dynamos einsetzte, während über unseren Köpfen eine triangelartige, dreiwinkelig gebogene Glasröhre zu knistern begann und ein bläuliches, aber dennoch hinreichend helles Licht ausstrahlte. Ich sah mich um. Vor mir rechts stand ein dunkel polierter

Konzertflügel, geöffnet, mit einem eigenartigen, zylindrischen Aufsatz hinter dem Notenständer, davor ein Klaviersessel. Der Raum schien fensterlos zu sein, war durch und durch am Boden und an der Decke betoniert, über dem Flügel hing eine schwere, anscheinend eiserne Kugel herab, von der ein Flaschenzug in die Ecke links führte und hinter einem Vorhang verschwand. Sonst standen nur zwei große Bottiche im Hintergrund, die mit Glasplatten zugedeckt waren. Li-Hung-Li hatte sich eine Zeitlang an meiner Verwunderung geweidet, war dann zum Flügel geschritten, hatte mit einem Handgriff das Triangellicht abgedreht und in die Tasten gegriffen. Jeder Ton wurde von dem Aufleuchten einer kleinen Glühbirne im Flügelinnern begleitet, so dass es den Anschein hatte, als wenn Hunderte von Glühwürmchen einen Flackertanz aufführten. (S. 119f)

Der Icherzähler arbeitet als Dolmetscher in einem sibirischen Kriegsgefangenenlager. Er wird von dem chinesischen Apotheker Li-

Hung-Li zu einem Klavierkonzert eingeladen, das seltsamerweise in einer Gruft hinter einer schweren Eisentür stattfindet. Li-Hung-Li beginnt zu spielen, und in Verbindung mit einer großen, schwebenden Eisenkugel erklingt ein wundersames Glockenspiel.

Sein Gesicht hatte den Ausdruck tiefster Andacht angenommen, seine Hände glitten fast zitternd über die Klaviatur, und – aus der Höhe, die irgendwo außerhalb des Raumes lag, drang nun ein schweres Glockenklingen nieder, tausende und abertausende Glockenzungen mussten dort am Werke sein, um diese herrlichen, weihevollen Töne zu erzeugen, die wie weiche Engelsschwingen herabwallten und zu einem Requiem sondergleichen für den teuren Toten zusammenrauschten, in tiefem, sonorem Glanz, in den nun hellere Stimmen einfielen, neue Tonkerzen um die Bahre entzündeten und wieder himmelwärts entschwebten. Ich war gebannt und wusste nichts zu sagen, als Li-Hung-Li schloss. „Nun sollen Sie aber auch wis-

sen, wer diese unvergleichlichen Töne hervorbringt.“ Er schloss den Flügel, entzündete wieder die Triangellampe, die jetzt in hellstem Grünviolett strahlte, stellte einen Hebel um und trat vor mir vor den Vorhang, den er zurückzog. Vor meinen erstaunten Augen stand nun ein etwa zwei Meter hohes, drei bis vier Meter breites Aquarium, das mit dunkelgrünem Wasser erfüllt war und in dessen Mitte sich ein Felsblock von mäßiger Höhe erhob. Während ich noch in staunender Betrachtung vertieft war, hörte ich aus der Höhe – wir standen unter dem Glockenturm der Kirche – ein Schleifen, ein Rasseln, das zum Teil mit einzelnen Glockenstimmen vermischt war. (S. 122f)

Auf der eisernen Kugel befindet sich zum Entsetzen des Erzählers ein riesiger Polyp, dessen Fangarme mit Glocken versehen sind.

Langsam kam es näher, nun hing es vor meinen Augen. Entsetzt, von fürchterlichem Schrecken gepackt, war ich mit

einem Aufschrei zurückgeprallt. Auf der eisernen Kugel saß ein ungeheurer, grauenhafter Polyp, dessen schier zahllosen Fangarme, die uns wie schleimig glänzende Riesenschlangen entgegen züngelten, über und über mit Glocken besetzt waren. (S. 123)

Li-Hung-Li erzählt, dass er den Polypen, der Loi-i-Koi heißt, als kleines Jungtier erworben und liebevoll aufgezogen hat. Dabei hat er ihm Glocken in die Fangarme eingesetzt. Über eine eiserne Kappe auf dem Kopf des Polypen, die mit Drähten sowohl mit den Fangarmen als auch mit dem Flügel verbunden ist, steuert der Pianist die himmelsgleiche Musik.

Doch wenig später bricht ein Feuer aus und zerstört die Gruft, den Klavierspieler und den Polypen.

Wir rüttelten an der Tür, sie gab nicht nach. Auf meinen Befehl wurde ein Schlosser herbeigeholt, der die Tür nun aufsprengte. Ein widerlicher, stinkender Dampf, wie nach verbranntem Faulfleisch, wälzte sich uns entgegen, eine

breiige, schlammige Masse rollte schwer über die Schwelle. Herbeigebrachte Fackeln beleuchteten jetzt ein grauenvolles Bild. Unter den zuckenden Überresten des mächtigen Polypen lag Li-Hung-Li von der eisernen Kugel erschlagen mit zerschmettertem Schädel am Betonboden, ganz umhüllt von den Fangarmen Loi-i-Kois und seinen tausend Glocken. (S. 125)

„Die tausend Glocken des Li-Hung-Li“ ist eine der seltsamsten und einfallsreichsten phantastischen Erzählungen. Der Leser bedauert, dass Klavierspieler und Polyp ein so schreckliches Ende nehmen mussten, aber andernfalls hätten Sibirienreisende womöglich die Wahrheit hinter der Geschichte überprüfen können, was vom Autor natürlich nicht zugelassen werden darf.

Die faszinierende Anthologie *Die Rache des Thoth* enthält insgesamt zehn wiederentdeckte Erzählungen.

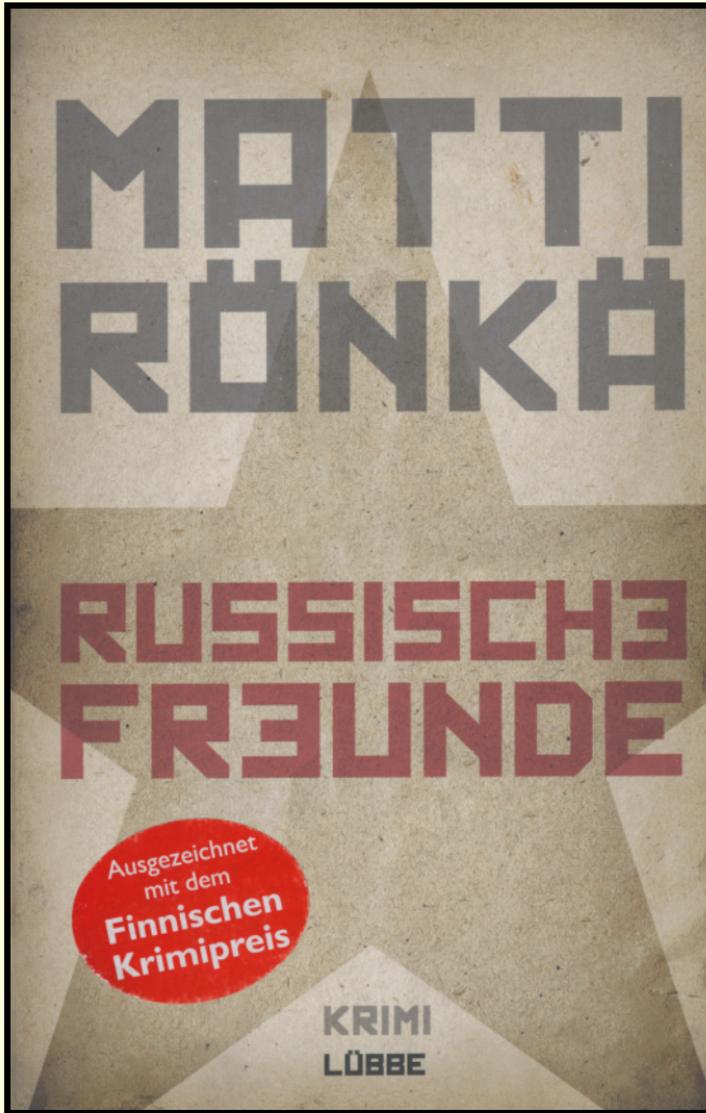
Georg von der Gabelentz: Der Haimensch

Isolde Kurz: Mittagsgespent

Willy Seidel: Der Schreck im Götafall

Arthur Conan Doyle: Der Ring des Thoth

Erik E Elwood: Prinzessin Menemete
Peter Baum: Im alten Schloss
Kurt Münzer: Die Katze
Alexander Max Vallas: Die tausend Glocken
des Li-Hung-Li
Victor F Witte: Der Wächter am schwarzen
Kreuz
Karl Heinrich Ulrichs: Sulitelma



*Rönkä, Matti: Russische Freunde

Matti Rönkä [1959–]

Viktor Kärppä 3: Russische Freunde

(*Ystävät kaukana*, 2005)

Lübbe (PB 190 S./€ 14,99)

Köln 2010

Aus dem Finnischen von Gabriele

Schrey-Vasara

Genre: Krimi

„Wo bist du?“, fragte der Mann, ohne sich vorzustellen. Auf Russisch. Die heisere Stimme hallte im Telefon. „Na, hier“, erwiderte ich vorsichtig, „auf der Baustelle.“ Das Handy verstummte, ich horchte noch eine Weile, dann verstaute ich es in der Brusttasche. Kann ja mal vorkommen, dass ein Telefonat abbricht. (S. 7)

Viktor Kärppää, im russischen Teil Kareliens geboren und jetzt in Helsinki ansässig, ist Bauunternehmer, Bordellbetreiber, Schmuggler und macht generell alles, was Geld bringt. Freilich, mit dieser Art von Tätigkeiten macht man sich nicht nur Freunde.

Dass Viktor ein Telefonat, mit dem eine ihm unbekannte Person seinen Aufenthalt feststellen will, nicht ernst nimmt, wundert angesichts seiner früheren Erfahrungen beim russischen Geheimdienst doch ein wenig.

Ich war meinem Büro am Markt von Hakaniemi treu geblieben, obwohl man mir modernere Räume angeboten hatte. Immerhin hatte ich an der Tür und an den Fenstern neue Aufkleber angebracht. Sie verkündeten – meiner Ansicht nach dezent –, dass sich hier die Geschäftsstelle des VK-Konzerns befand, zu dem die Firmen Bau-Kärppä, VK-East-Trade, VK-Consulting und Osthilfe Hakaniemi gehörten. Darunter stand der Werbespruch „Osthandel schon im zweiten Jahrhundert“ (S. 13)

Schon bald nach dem Anruf erhält Viktor Besuch von zwei geschäftsmäßig gekleideten Herren.

„Ich will nicht mehr Zeit vergeuden als unbedingt nötig. Also kurz und bündig:

Wir möchten, dass du deine Firmen und deine Geschäftstätigkeit und sämtliche Gewinne, die sie dir eingebracht haben, uns überträgst ... wir haben die Papiere schon vorbereitet.“ (S. 17)

Viktor hat den größten Teil seiner Unternehmen von seinem dahingeschiedenen Partner Ryschkow übernommen – aber offenbar gibt es einen Dritten, der der festen Ansicht ist, die Firmen stünden ihm zu.

„Nee, zum Teufel! Das ist doch Humbug“, protestierte ich. „Zugegeben: Nach Ryschkows Tod ist mir sein Eigentum zugefallen. Die Wohnungen sind Ryschkows Erbe. Ihr könnt sie haben, ich erstatte euch auch die Mieteinnahmen, mit Zinsen. Aber das Bauunternehmen und der Im- und Export und der sonstige Handel – das habe ich mir alles selbst aufgebaut. Damit hatte Ryschkow nichts zu tun. Der Mann hat in seinem ganzen Leben keinen Hammer angefasst, jedenfalls nicht beim Hausbau. Das hier habe ich mir hart erarbeitet. Und mit legalen Mitteln“, er-

klärte ich und deutete mit ausladender Geste in den Raum, in dem sich sämtliche Büromöbelstile von den i960er-Jahren bis heute abgelagert hatten.

„Viktor, übertreibe nicht, dramatisiere nicht“, mahnte der Dunkelhaarige. Der Blonde stützte sich auf meinen Schreibtisch und musterte mich von oben herab. (S. 18f)

Viktor will verhandeln und den Teil seines Besitzes, den er von Ryschkow übernommen hat, hergeben – aber seinen eigenen Anteil will er unter allen Umständen behalten, was seinen Besuchern jedoch keineswegs recht ist.

Da gilt es schnell zu handeln: Viktor überträgt seine Besitztümer an eine Holding, die ihm natürlich auch gehört, die man ihm aber nicht so leicht entreißen kann. Er sieht sich zwar offenbar der russischen Mafia gegenüber, hat aber wenigstens seinen Freund Teppo Korhonen, Polizist von Beruf und leicht verrückt, auf seiner Seite. Außerdem fragt er telefonisch den „Onkel“, den Boss der Petersburger Ma-

fia, wer hinter der Sache stecken könnte, aber der „Onkel“ gibt an, nichts zu wissen.

Als Viktors Haus, das er zwecks Familiengründung ausbauen wollte, unvermutet in Brand gerät, weist er seinen Bruder Alexej Kornostajew – so lautet der ursprüngliche Familienname von Viktor – an, seine Braut Marja in Sicherheit zu bringen. Er selbst macht sich zusammen mit Korhonen auf Schleichwegen nach Petersburg auf, um seinen Feind aufzuspüren.

Russische Freunde ist wieder ein eminent spannendes und ebenso amüsantes Abenteuer mit Viktor Kärppä, dem vielseitigen Halbweltunternehmer. Viktor ist normalerweise immer um Konsens bemüht, aber wenn es hart auf hart geht, und insbesondere, wenn seine Freundin bedroht ist, dann kann er sehr hart werden, wie das folgende Gespräch mit dem „Onkel“ zeigt.

„Sag mir doch noch, was du getan hättest, wenn wir tatsächlich hinter dir her gewesen wären“, erkundigte sich Onkel. „Rein theoretisch gefragt“, lachte er.

„Ich hätte mich aufgemacht und getötet. Den Boss und den ganzen Vorstand, alle von der Petersburger Kasse. Rein praktisch geantwortet“, gab ich zurück, obwohl ich wusste, dass es nicht das Allerklügste war, auch nur fiktive Morddrohungen gegen die Chefs der Unterwelt von Sankt Petersburg vom Stapel zu lassen. (S. 86)

Für Heiterkeit sorgt in dem Roman der Polizist Korhonen, der allem Anschein nicht ganz bei Verstand ist. Was ihm genau fehlt, weiß man nicht, aber es scheint eine Kombination aus Hyperaktivitätsstörung und Borderline zu sein, die ihn zu beständigem, sinnlosem Quatschen und verrückten Aktionen bewegt. Korhonen ist schon in früheren Abenteuern Viktors aufgetreten, hat sich dort aber stärker zurückgehalten, während er es diesmal etwas übertreibt, denn allzu viel des schrägen Humors ist auch un- gut.

Ein Großteil des Romans beschäftigt sich mit der mehr als abenteuerlichen Anreise von Viktor & Korhonen, die die nicht nur vom Zoll, sondern auch von der Mafia

streng bewachten Grenzübergänge zwischen Finnland und Russland meiden müssen. Der eigentliche dramatische Höhepunkt zwischen Viktor und seinem Erzfeind fällt dagegen kurz und trocken aus. Von der schriftstellerischen Ökonomie her ist das etwas eigenwillig eingeteilt, aber trotzdem sehr unterhaltsam zu lesen.

MARKUS HEITZ



**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

ROMAN

DIE LEGENDEN DER ALBÆ

DUNKLES ERBE

KNAUR ✪

Markus Heitz

Die Legenden der Albae 5: Dunkles Erbe

Knaur (PB 510 S./€ 18,00)

München 2024

Genre: Fantasy

Das schummrige, sterbende Sonnenlicht hatte seine Augen schwarz gefärbt, wie es für seine Art üblich war, sofern keine Alchemie zum Einsatz kam, um den verräterischen Effekt zu unterdrücken.

Die Pupillen richteten sich auf die Statuette, ungefähr so groß wie ein Erwachsenenbein, die in einer lappengepolsterten, offenen Kiste in der Kahnmitte lag.

Aus einem verkohlten Rabenholzbalcken geschnitzt, zeigte sie ein umschlungenes albisches Liebespaar im Todeskampf, die rinnenden Tränen bestanden aus unterschiedlich großen Diamanten. Die Anatomie, der leidende Ausdruck auf den Antlitzen, die Haltung, alles war perfekt und vermittelte Hingabe, Liebe bis in die Endlichkeit. Ewigkeit auf andere Weise.

Ein weiteres Kunstwerk für Dson, die er überall in den Ruinen aufstellte. Der Alb gedachte auf diese Art der Toten von Dson Khamateion, die den Drachenangriffen, einstürzenden Gebirgen, Feuer- und Wasserkatastrophen sowie den Unterirdischen zum Opfer gefallen waren.

Viertausendeinhundert davon hatte er seit dem Ende der Stadt angefertigt und in den Überresten drapiert.

Es fehlten noch etwas mehr als sechs- unddreißigtausend. (S. 20f)

Die Albae des Geborgenen Landes nennen sich auch Dunkelalben, obwohl sie einer ganz anderen Rasse angehören als die echten Elben. Seit der Zerstörung ihrer Stadt Dsôn Khamateion leben sie im Untergrund und tarnen sich als ihre vermeintlichen Vettern.

Einer der Albae, Amânoras, fühlt sich als Künstler dazu berufen, die Ruinen von Dsôn Khamateion mit rund vierzigtausend Kunstwerken zu Ehren der Verstorbenen auszustatten – das ist zwar eine langwierige

ge Sache, aber für einen unsterblichen Alb durchaus machbar.

Bei seiner jüngsten Kunstverkaufstellung bemerkt Amânoras menschliche Plünderer in Dsôn Khamateion, denen es anscheinend gelungen ist, zwischen den unerbittlichen Wächtern der Zwerge durchzuschlüpfen.

Amânoras macht mit Hilfe seiner magischen Fähigkeiten und seiner Kampfkunst kurzen Prozess mit den Plünderern.

Währenddessen trat der Alb aus seinem Versteck und bewegte sich ohne ein Geräusch auf die Rücken der Wachen zu, die über der Feuerstelle knieten und sich um die darbenden Flämmchen mühten. In seinen Händen lagen die Kurzschwerter. Stichbereit.

„Euer Tod“, raunte er den Frauen durch seine Maske zu, „heißt Amânoras.“

Dabei rammte er ihnen die Spitzen von hinten durch die Nacken, sodass sie binnen eines Wimpernschlags starben, ohne einen Laut von sich zu geben. Sie stürzten nach vorne in das kärgliche

Feuer und erstickten es, Blut quoll aus den Wunden und löschte die letzte Glut mit leisem Zischen.

„Ich nehme euch das Leben. Eure Seelen sollen für diesen Frevel niemals Frieden finden.“

Amânoras schritt von Schlafplatz zu Schlafplatz, geräuschlos wie ein Schatten. Weitere drei Mal taten die blutigen Klingen tödliche Arbeit, bis nur noch der Anführer der Plünderer leise schnarchend am Leben war. Die Enden des ungestutzten, kammartigen Schnauzbartes wehten leicht im Atemwind. (S. 28)

Den Anführer der Plünderer lässt er noch ein wenig am Leben, um Informationen aus ihm herauszuquetschen. Was Amânoras erfährt, macht selbst ihm Unbehagen: Die Plünderer haben zwei Zwerge getötet, was bedeutet, dass diese aufgebracht nach den Übeltätern suchen werden und früher oder später auch ihm selbst auf die Spur kommen werden.

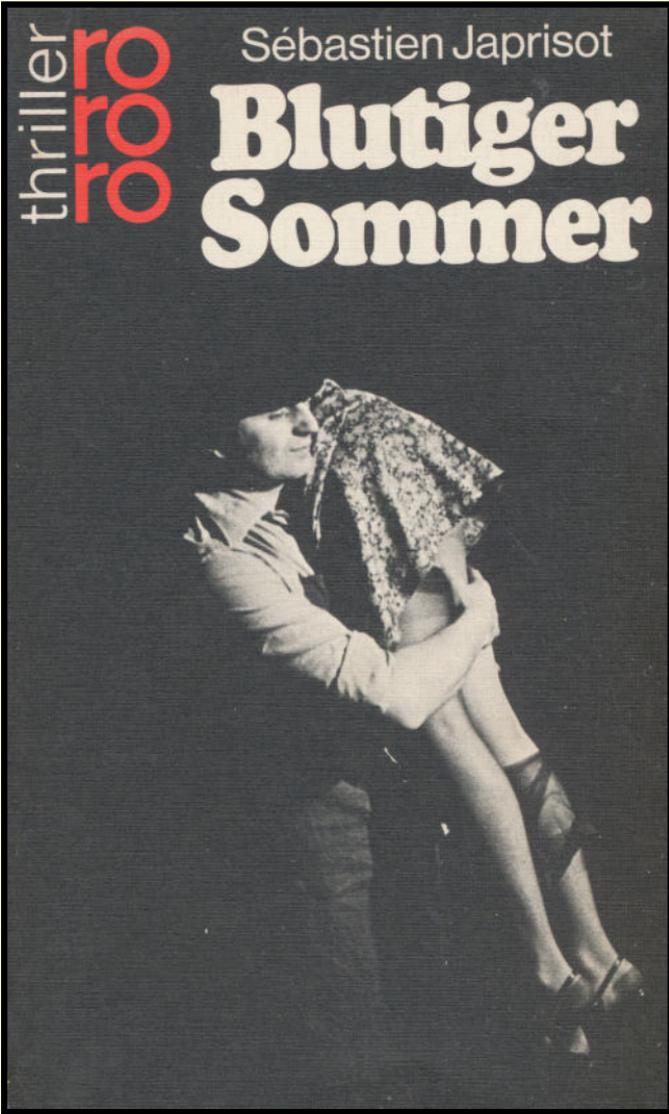
Dunkles Erbe ist eine weitere Folge von Markus Heitz' *Legenden der Albae*. Die Albae

sind ein elfenähnliches Volk, das sich durchwegs durch einen ausgeprägten Narzissmus und eine ebensogroße Psychopathie auszeichnen.

thriller
ro
ro
ro

Sébastien Japrisot

Blutiger Sommer



*Japrisot, Sébastien: Blutiger Sommer

Sébastien Japrisot [Jean-Baptiste Rossi, 1931–2003]

Blutiger Sommer

(L'Été meurtrier, 1977)

rororo 42 479 (TB 206 S./DM 5,80)

Reinbek bei Hamburg 1981, 19.–21.

Tausend

Aus dem Französischen von Elisabeth Uebe

Genre: Krimi

Meine Mutter öffnet die Zimmertür und sagt: „Ich bring dir gleich deinen Kaffee.“ Ich strecke den Arm nach ihr aus, und sie kommt und setzt sich neben mich. Sie gibt mir keinen Kuß. Sie schaut ins Leere. Ich frage: „Welcher Tag war es?“ Und sie: „Wie, welcher Tag?“ Aber sie weiß sehr wohl, wovon ich rede. Ich sage: „Du weißt ganz gut, wovon ich rede. Es war im November 1955.“ Sie murmelt etwas auf deutsch, wiegt den Kopf hin und her, niedergeschlagen, und will aufstehen. Ich fasse ihr Handgelenk und sage nachdrückli-

cher: „Welcher Tag war es?“ Sie sieht mich flehend an, sie hat Angst, daß der Kerl uns hört, da hinten am anderen Ende des Ganges. Sie sagt: „Ich erinnere mich nicht an den Tag. Es war Mitte des Monats, ein Samstag.“ Ich erwidere: „Ich werd in einem Kalender von 1955 nachschauen.“

Etwas später gehe ich zu ihr in die Küche hinunter, ich hab meinen weißen Bademantel an, den sie für mich im Versandhaus bestellt hat, weil ich gedroht hatte, sonst krank zu werden. Sie sagt: „Ich wollte dir doch deinen Kaffee hinaufbringen.“ Ich lege meine Arme von hinten um sie, lieb und zärtlich, wie ich es so gut kann und sage ganz leise: „Wenn ich sie alle erwische und bestrafe, dann bist du doch einverstanden, oder?“ Sie ist wie bebendes Holz in meinen Armen. Ich liebe ihren Duft über alles. Als ich zwölf, dreizehn Jahre alt war, nahm ich heimlich ihren Unterrock und einen ihrer Schlüpfer aus der schmutzigen Wäsche und legte sie im Bett über mich, um ihre Nähe zu spüren. Ich fragte sie wieder: „Wirst du

einverstanden sein, ja oder nein?“ Sie nickt. Ich erkundige mich: „Hast du eigentlich den Vater Montecciari mal gesehen, bevor er starb?“ Zuerst ist sie erstaunt, schüttelt den Kopf und sagt nein. Schließlich ist er schon seit mehr als zehn Jahren tot, und wir wohnen erst knapp ein Jahr im Dorf. Doch dann versteht sie, weicht mit schreckgeweiteten Augen von mir zurück und sagt mit dumpfer Stimme: „Du bist verrückt! Ich kenne Madame Montecciari und ihre drei Jungen. Das sind brave Leute.“ Wir schauen uns an, und ich sage mir, daß ich den Mund halten und alles allein machen muß, sonst wird sie mich daran hindern.

Für den Rest des Vormittags geht sie fort, da macht sie den Haushalt bei Madame Larguier. Ich überlege, wie ich vorgehen soll. Und ich nehme mein Bad in der Küche. Ich denke an Pin-Pon, der große, starke Hände hat. (S. 40f)

Diesen Abschnitt erzählt die schöne, junge Éleine Devigne aus einem Dorf in Südfrankreich. Ihre Mutter kam nach dem Krieg aus

Österreich und wurde von den Einheimischen abwertend „Eva Braun“ genannt; ihr Vater ist Franzose, hat sich aber bei einem Sturz von einem Baum eine Querschnittslähmung zugezogen.

Am gleichen Ort leben die drei Brüder Monteccian – Florimond, Automechaniker, auch Pin-Pon genannt; Mickey, Fußballer; Bou-Bou, Schüler. Ihr Vater ist bereits gestorben, aber die Mutter lebt noch.

Élaine ist nicht die leibliche Tochter von Devigne. Ihre Mutter Eva wurde vielmehr von drei Männern vergewaltigt, die in einem Lastwagen an ihrem Haus vorbeikamen. Élaine vermutet, dass Vater Monteccian einer der Drei war.

Hier denkt Eva an die Vergewaltigung zurück.

Ich hab geschrien. Ich bin quer durch das große Zimmer geflüchtet und durch den kleinen Raum dahinter, in dem wir später das Zimmer meiner Tochter einrichteten. Meine Beine trugen mich nicht mehr. Ich verlor Zeit damit, die Riegel von der Tür zu ziehen und als ich die Tür öffnete, ; stand einer von ihnen

vor mir, der, mit dem ich am Morgen gesprochen hatte. Er hat mich geschlagen. Er sagte Wörter zu mir, die ich nicht verstand. Dann waren auch die beiden anderen da. Sie haben mich ins Zimmer geschleppt, sie haben mir das Kleid zerrissen. Als ich anfing zu schreien, haben sie wieder zugeschlagen. Der Jüngste sagte: „Weißt du, was wir mit dir machen, wenn du schreist?“ Ich lag auf dem Boden und I weinte. Er sagte: „Wir brechen dir das Nasenbein und sämtliche Zähne mit einem Schürhaken.“ Er ließ mich zu Füßen der beiden anderen liegen und holte einen Schürhaken. Dann sagte er böse: „Na los, schrei.“ Der, mit dem ich am Morgen gesprochen hatte, warf seine Jacke aufs Bett, beugte sich über mich und sagte: „Es ist nur in deinem Interesse, wenn du dich ruhig verhältst. Wir tun dir nichts, wenn du uns nur ranläßt.“ Der Jüngste sagte: „Zieh dein Kleid aus, du Schlampe.“ Er fuchtelte mir mit dem Schürhaken vor dem Gesicht herum, und ich hab geweint und hab ja gesagt. Ich bin aufgestanden und hab mein zer-

rissenes Kleid ausgezogen. Dann haben sie mich aufs Bett geworfen. Der, mit dem ich am Morgen gesprochen hatte, sagte unablässig: „Komm, sei brav. Hinterher lassen wir dich in Frieden.“ (S. 74f)

Eva hat nie herausbekommen, wer die drei Vergewaltiger waren, aber sie erinnert sich noch genau an das Datum, das sie ihrer Tochter verrät.

Élaines gelähmter Ziehvater ist, wie wir später erfahren, nicht von einem Baum gefallen, sondern die Tochter hat ihm einen mörderischen Schlag in den Nacken versetzt, weil sie es nicht verwinden konnte, dass diese nachgiebige und unterwürfige Mann die Schande seiner Frau nicht rächen wollte. Devigne hat jedoch einen Unfall vorgetäuscht, um seine Ziehtochter zu schützen.

Nun aber hat Éleine durch Nachforschungen herausgefunden, wer die beiden anderen, noch lebenden Vergewaltiger sind. Ihr Plan sieht folgendermaßen aus: Sie heiratet Florimond und legt Spuren, die drauf hindeuten, dass sie von den beiden

Schuldigen vergewaltigt worden ist, was natürlich nicht zutrifft. Aus noch unerfindlichen Gründen unternimmt sie einen Selbstmordversuch mit Gift; sie überlebt ihn zwar, trägt aber solche Gehirnschäden davon, dass sie sich als neunjähriges Mädchen wähnt und lebenslang in der Psychiatrie bleiben muss.

Nun hat Florimond keine andere Wahl mehr, als die Täter mit einer Schrotflinte zu erschießen.

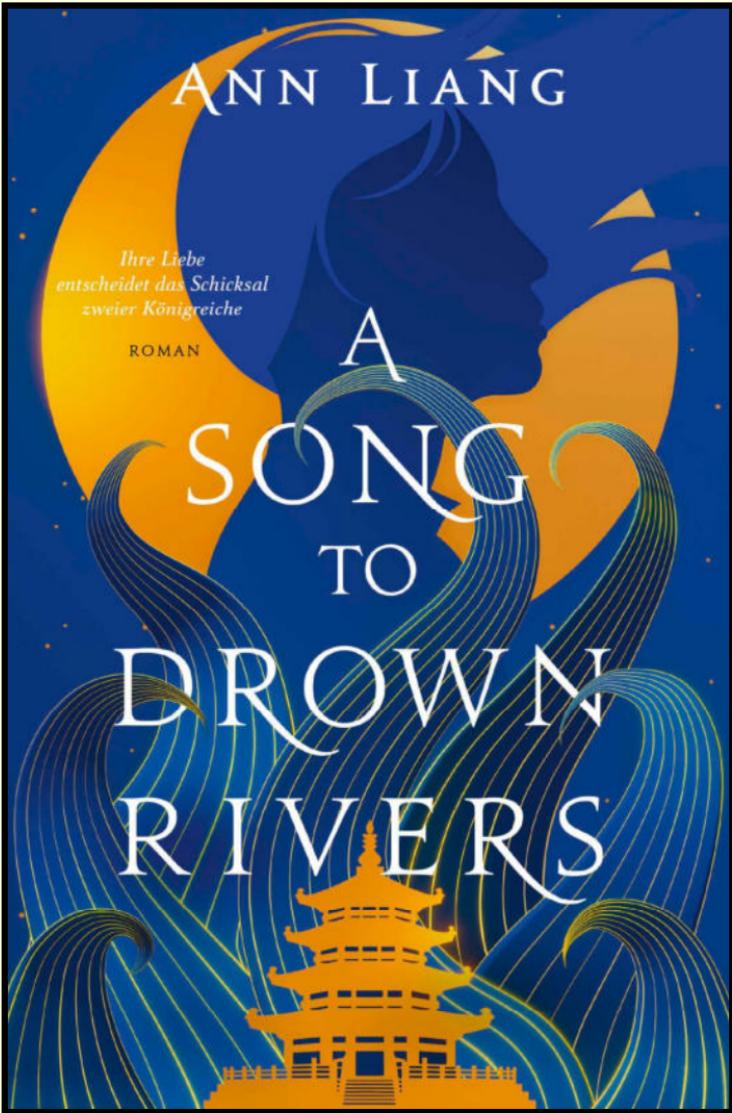
Nach dem Mord kommen aber Florimond Zweifel an der Schuld der Toten, und er findet heraus, dass es zwar den Lastwagen mit den drei mittlerweile Toten gab, dass aber die Vergewaltigung bei einer Fahrt am Tag danach mit drei anderen Männern stattfand. Zeitungsrechchen zeigen Florimond, dass jene drei wahren Vergewaltiger nacheinander ungeklärten Morden mit einer amerikanischen Armeepistole zum Opfer gefallen sind – just einer solchen, wie sie Élaïnes Mutter aufbewahrt.

Damit wird Florimond vieles klar: Devigne hat seine Frau sehr wohl gerächt, aber so geschickt, dass ihm niemand auf die Spur gekommen ist. Auch Élaïne hat das

schließlich herausgefunden und aus Schock darüber, ihren heldenhaften Stiefvater ungerechtfertigt zum Krüppel geschlagen zu haben, Gift genommen. Zuletzt stellt sich Florimond der Polizei, die wegen seiner Nachforschungen ohnehin auf seine Spur gekommen ist.

Blutiger Sommer ist eine unglaublich raffiniert ersonnenes Kriminaldrama, bei dem der Leser lange Zeit völlig ahnungslos bleibt, worum sich die Geschichte eigentlich dreht. Dass die Ereignisse aus der Sicht verschiedener Personen in Ichform erzählt werden, diese sich jedoch nicht identifizieren, erfordert beim Leser eine besondere Aufmerksamkeit.

Man darf nicht verschweigen, dass die Erzählung vor allem im Mittelteil unnötig lang ist, aber das wird durch die ungewöhnliche Konstruktion der Handlung mehr als aufgewogen.



Ann Liang [Liang Yuan, 2000]

A Song to Drown Rivers

(*A Song to Drown Rivers*, 2024)

Bramble/Droemer Knaur

(HC 382 S./€ 24,00)

Aus dem Englischen von Michelle Gyo

Genre: Fantasy

An dem Tag, als ich geboren wurde, stießen die Wildgänse vom Himmel herab, und die Fische sanken auf den Grund des Teichs und vergaßen zu schwimmen, so sagte man. Sogar die Lotusblüten in unseren Gärten bebten und wandten die Köpfe ab, so sehr schämten sie sich über das Verblassen ihres Liebreizes in meiner Gegenwart. Diese Geschichten kamen mir immer lächerlich übertrieben vor, doch sie alle zeigten eins: Meine Schönheit war übernatürlich, sie überstieg selbst die von der Natur gegebenen Grenzen. Und sie zeigten auch, dass sich Schönheit und Zerstörung nicht so sehr unterscheiden.

Deshalb bestand meine Mutter darauf, dass ich mein Gesicht bedeckte, wenn ich das Haus verließ. (S. 7)

Die Icherzählerin, die junge Xishi, ist so schön, dass sie das Haus nicht verlassen darf, ohne ihr Gesicht zu bedecken. Das hat seinen guten Grund, denn das Königreich Yue, in dem sie beheimatet ist, wurde von den grausamen Kriegern des Königs von Wu erobert und tributpflichtig gemacht.

Um ihre Geburt ranken sich seltsame Geschichten.

Die seltsameren Geschichten besagten, dass meine Mutter an genau diesem Fluss Seide gewaschen hatte, als eine Perle sie streifte. Bald darauf soll sie mit mir schwanger geworden sein. Diesen Geschichten zufolge bin ich kein menschliches Wesen, sondern eine Kreatur aus den Mythen, doch immerhin würde das meine von klein auf angegriffene Gesundheit erklären, den Schmerz in meiner Brust, der gelegentlich nachließ, jedoch nie ganz verschwand. Hin und wieder stellte ich mir vor, dass ein

Riss durch mein Herz verlief, einer, den ich nicht flicken konnte, ganz gleich, was ich auch versuchte. (S. 10)

Während sie am Fluss wäscht, beobachtet sie, wie ein Wu-Krieger ein kleines Mädchen erschlagen will. Ohne sich um ihre eigene Sicherheit zu sorgen, greift Xishi zu einem scharfkantigen Stein.

Hektisch tasteten meine Finger über den Boden und schlossen sich um einen Stein. Nicht größer als ein Ei, aber schwer, mit unebener Kante. Der Mann sah mich nicht an; sein Blick galt einzig dem sich zusammenkauernenden Mädchen. Im Bruchteil der Sekunde, bevor das Schwert herabschwang, warf ich den Stein nach ihm. Was ich zu erreichen hoffte, weiß ich nicht. Gern würde ich glauben, dass mir der Sinn nicht nach Mord gestanden hatte, dass ich ihn nur hatte ablenken wollen. Doch als der Stein die Nase des Mannes mit einem lauten Knirsch traf, er rückwärtstaumelte, aufschrie, die Hände ans Gesicht hob ...

Spürte ich, wie Befriedigung in mir aufzuckte, das gebe ich zu. (S. 13)

Doch da wäre es um Xishi geschehen gewesen, hätte nicht ein junger Krieger, der wie aus dem Nichts erschienen ist, eingegriffen und den Wu-Soldaten vertrieben.

Es handelt sich um Fanli, den jungen Militärberater des Königs von Yue. Er erkennt, dass Xishi großes Potential besitzt, und bietet ihr an, sich zur Agentin und Kurtisane ausbilden zu lassen. Ein Mann hätte keine Chance, an den Hof von Wu zu gelangen und den bösen König zu ermorden, doch in einer schönen Frau wird niemand eine Gefahr sehen.

A Song to Drown Rivers gründet auf der alten chinesischen Geschichte von Xi Shi, die von König Goujians Minister Fan Li dem König von Wu, Fuchai, als Tribut übergeben wird. Fuchai verliebt sich in Xi Shi und lässt sich von ihr in Reichsangelegenheiten beraten, was zu seinem Untergang führt.

Ann Liang bildet aus der alten Überlieferung einen modernen, faszinierenden Roman mit einem traurigen Ende.

THOMAS RAAB



DER METZGER
KOMMT
INS PARADIES

Kriminalroman

DROEMER 

Thomas Raab [1970–]

***Der Metzger 6: Der Metzger kommt ins
Paradies (2013)***

Droemer 30 414 (TB 320 S./€ 9,99)

München 2014

Genre: Krimi

„Kogler! Sag, Kogler, hörn Sie mich? Nur, weil ich telefonier, müssen Sie ja jetzt geistig nicht komplett auf Notstrom unterwegs sein. Also, fahren S' ihm ins Aug.

Sie sollen mich nicht anschauen wie eine Schaufensterpuppe, sondern der Leich ins Aug fahren, kapiert.“

Seelenruhig streift Gerhard Kogler einen Gummihandschuh über und nähert sich vorsichtig dem Toten. Dann bohrt sich ein Zeigefinger in die besagte Stelle und zuckt ebenso wie der danebenstehende Josef Krainer ruckartig zurück.

„Ahhh. Herrschaftszeiten, hab ich mich jetzt erschreckt. Das ganze Aug is rausg'hupft. Schulze, hören Sie mich. Das ganze Aug!“

Nur eine vollständige Umdrehung reicht, und wohl jeder hier weiß, wor-

um es sich handelt. Kurz war es zu sehen, das Konterfei jenes nie erwachsen gewordenen Mannes, durch dessen Werk und Hinterlassenschaft diesem Globus eine Ahnung des Göttlichen geschenkt wurde. Und das betrifft ausschließlich seine weltumspannende Musik. Für jenen Exportschlager nämlich, der dem Toten gerade aus dem Auge gesprungen ist, für jene in Folie verpackte Verunglimpfung seines Namens hätte es sich selbst beim ansonsten so humorigen Wolferl Amadeus mit dem Spaß aufgehört: Gülden, mit einer leichten Röte und Körnung überzogen, als wäre er zwecks Panierens ein wenig in Bröseln gewälzt worden, liegt der kleine Ball im Sand.

„Schulze, was is das bitte für eine kranke Aktion? Wer reißt einem Toten das Aug raus und steckt ihm eine Mozartkugeln rein, und dann nicht einmal die originalen, sondern die Maschinenimitate. Entwürdigend ist das. Da vergeht einem der Appetit, abartig das Ganze, richtig abarti...

Was ich grad im Mund hab? Mein Frühstück, Schulze, mein Frühstück: ein Butterkipferl. Zum Glück is es frischer als die Leich ...“ (S. 11f)

Leute reihenweise ermorden, ohne besonderen Grund, das lässt man sich eingehen. Ihnen die Augen herausreißen, das ist schon ein wenig ausgefallen, aber na gut. Doch ihnen dann Mozartkugeln hineinstecken, wie aus dem Telefonat zweier Polizisten ersichtlich wird, so etwas Perverses kann nur einem Wiener einfallen.

Natürlich käme die Polizei dem Täter niemals auf die Spur, gäbe es nicht den braven Restaurator Willibald Adrian Metzger, der allerdings gegenwärtig ganz gegen seinen Willen Urlaub im Sonnigen Süden macht, zusammen mit seiner Herzallerliebsten Danjela Djurkovic und ihrem Hündchen Edgar. Man weiß, dass der grantlerische und phlegmatische Metzger nicht so leicht in die Gänge kommt, aber wenn seine stets frohgemute Danjela vom Strand weg entführt wird, dann zeigt er, was er kann.

Der Metzger kommt ins Paradies beweist, dass sich Thomas Raab bestens darauf versteht, satirische Krimis zu schreiben. Allerdings überschätzt er in dem vorliegenden Werk sein Talent, die Leser zu unterhalten, ein wenig, was dazu führt, dass er den Roman mit zu viel lustig gemeintem, aber die Handlung nicht weiterbringendem Text füllt.



André E. Leinkenjost (Text) & Helge Vogt (Illustrationen)

Die Oaknight-Chroniken 1: Werwolfjagd ist Familiensache

Coppenrath (HC 480 S./€ 20,00)

Münster 2024

Genre: Phantastik

Das Geschäft der Oaknight & Partners Organisation – Inhaber Connor und Elizabeth Oaknight – das gesamte Familienvermögen in jedweder Form, die Ländereien und die damit einhergehenden Titel, sowie Übernahme der Arbeitsverhältnisse sämtlicher Angestellter geht zu gleichen Teilen in den Besitz von Scott und Scarlett Oaknight, beide geboren am 11.6.1785, über. Bis zu ihrer Volljährigkeit übernimmt ihr gesetzlicher Vormund das Erbe, Mister Hamish Balthazar Porter. (S. 14)

Master Scott und Lady Scarlett Oaknight, Zwillinge, fünfzehn Jahre alt, leben im Jahr 1799 auf Oaknight Manor, behütet von dem treuen Butler Hamish Balthazar Porter. Durch einen trockenen Brief müssen sie er-

fahren, dass ihre Eltern, die immerfort auf Reisen waren und ihre Kinder nur selten sahen, gestorben sind und der Butler das Erbe bis zur Volljährigkeit der Zwillinge verwaltet.

Doch eines Nachts ertönen hinter einem Bücherregal seltsame Geräusche: Die Zwillinge entdecken eine Geheimtür, beobachten einen Kampf und hören Schüsse. Schließlich werden sie von dem Butler in die Geheime Bibliothek von Oaknight Manor geführt.

Instinktiv torkelte Scott einen Schritt rückwärts.

In den Schaukästen waren grauenerregende, wolfsähnliche Ungeheuer ausgestellt. Wie bei ausgestopften exotischen Tieren in lauernden, attackierenden oder erhabenen Posen präpariert, schien jedes davon ein eigenes, in Gold graviertes Namensschild zu besitzen, wie ... bei der Bezeichnung einer Spezies?

HEULER-KLASSE

Häufigste anzutreffende Art von Lykanthropen

Verbreitung: weltweit
Extrem gefährlich – sofortige Erlegung
(S. 57f)

Zu ihrem größten Erstaunen müssen Scott & Scarlett erfahren, dass nicht nur ihre Eltern, sondern alle ihre Vorfahren Werwolfjäger waren, und dass auch sie selbst diesen Berufszweig einschlagen werden.

Werwolfjagd ist Familiensache lädt ein zu einem spannenden, unheimlichen und amüsanten Abenteuer in einem leicht verwandelten England des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts.

**Robert
B. Parker**
Spenser auf der Flucht
Deutsche Erstausgabe



Ullstein Krimi



***Parker, Robert B.: Spenser auf der Flucht**

Robert B. Parker [Robert Brown Parker, 1932–2010]

Spenser 2: Spenser auf der Flucht

(A Catskill Eagle, 1975)

Ullstein 10 401 (TB 222 S./DM 7,80)

Frankfurt/M Berlin 1986

Aus dem Amerikanischen von Klaus Kamberger

Genre: Krimi

[...] und dann war da noch ein Brief von Susan.

Sie schrieb:

Ganz in Eile. Hawk sitzt in Mill River, Kalifornien, im Gefängnis. Du mußt ihn herausholen. Ich brauche auch Hilfe. Hawk wird es Dir erklären. Es steht schlimm, aber ich liebe Dich.

Susan.

[...] and a letter from Susan.

The letter said:

I have no time. Hawk is in jail in Mill River, California. You must get him out.

I need help too. Hawk will explain.
Things are awful, but I love you.
Susan

Spenser ist ein resoluter Privatdetektiv mit Sitz in Boston, der gegenwärtig über den Verlust seiner Freundin Susan Silverman trauert. Susan, die ein wenig neurotisch veranlagt ist und mit einer Psychoanalytikerin dagegen ankämpft, fühlte sich von Spenser eingeengt und zog nach Kalifornien, wo sie sich in einen anderen Mann verliebte.

Und jetzt erhält Spenser von ihr einen Brief, der besagt, dass sein bester Freund, der tiefschwarze Geldeintreiber Hawk, in Mill River, Kalifornien, verhaftet wurde.

Und gleich darauf kommt ein Anruf von Hawks Anwältin Paula Goldman, die die Misere noch verdeutlicht.

Am anderen Ende meldete sich eine weibliche Stimme. „Mr. Spenser?“

Ich sagte ja.

Sie sagte: „Hier ist Paula Goldman, ich bin Anwältin bei Stein, Faye und Cor-

bett in San Francisco, und ich wurde gebeten, Sie anzurufen.“

„Haben Sie Hawk getroffen?“ fragte ich.

„Ja. Er sitzt im Gefängnis in Mill River, Kalifornien. Die Anklage lautet auf Tötlichkeiten und Mord. Kautio n wird nicht gewährt, und es gibt auch keine realistische Hoffnung darauf.“

„Wen hat er getötet?“

„Ihm wird vorgeworfen, einen Mann namens Emmett Colder getötet zu haben. Colder arbeitete als Sicherheitsberater für einen Mann namens Russell Costigan. Hinzu kommen mehrere tätliche Angriffe auf andere Sicherheitsleute und verschiedene Polizeibeamte. Er ist offenbar schwer zu zähmen.“

„Das ist er“, sagte ich.

„Er gibt zu, Colder getötet zu haben. Auch die Gewalttätigkeiten gegen die anderen. Aber er sagt, es war Notwehr.“

„Können Sie Beweismaterial dafür beibringen?“

„Mit Blick auf die reinen Fakten, ja, vielleicht. Aber das Problem ist, daß

Russell Costigans Vater Jerry Costigan ist.“

„Jesus Christus“, sagte ich. (S. 6f)

At the other end, a woman's voice said, „Mr. Spenser?“

I said yes.

She said, „This is Paula Goldman, I'm an attorney with Stein, Faye and Corbett in San Francisco and I was asked to call you.“

„Have you seen Hawk?“ I said.“Yes. He's in jail, in Mill River, California, on a charge of murder and assault. There's no bail, and no realistic hope of any.“

„Who'd he kill?“

„He is accused of killing a man named Emmett Colder, who works as a security consultant for a man named Russell Costigan. There are also several accounts of assault on other security personnel and several police officers. He is apparently difficult to subdue.“

„Yes,“ I said.

„He admits he killed Colder, and assaulted the various others, but says he was set up, says it was self-defense.“

„Can you make a case?“

„On the facts, maybe. But the problem is that Russell Costigan’s father is Jerry Costigan.“

„Jesus Christ,“ I said.

Hawk hat anscheinend in dem Bemühen, Susan vor ihrem überfürsorglichen Freund Russel Costigan zu schützen, einen von dessen brutalen Leibwächtern getötet und Russel selbst drei Schneidezähne ausgeschlagen. Das allein reicht in einem Nest wie Mill River für die Todesstrafe, aber wenn man weiß, dass Russels Vater, Jerry Costigan, unumschränkter Alleinbesitzer und Herrscher dieses Orts ist, dann weiß man, in welcher Gefahr Hawk schwebt.

Spenser lässt sich von seinem Freund Henry Cimoli einen leicht abnehmbaren Gipsverband für sein Bein anfertigen, in dessen Boden er eine .25er Pistole verbirgt.

Als wir den Verband gebastelt hatten, hatte Henry ihn mit etwas Staub und Asche aus einem der Abfalleimer in seinem Club eingerieben. So sah er aus, als wäre er schon Monate alt. Am Fuß hat-

ten wir einen Hohlraum ausgehöhlt, und dorthin steckte ich jetzt eine .25-Kaliber Automatik, die an den Seiten besonders flach ist. Darüber legte ich eine Einlege-Kreppsohle. Dann zog ich meinen linken Schuh aus und schlüpfte in den Gips. Das Hosenbein ließ ich wieder drüberfallen, und dann stieg ich aus dem Wagen. Es klappte ganz gut. (S. 10)

When we'd made it, Henry had rubbed it with some dirt and ashes from one of the club sand buckets. It looked a month old. In the foot, indented, was a hollow space, and I put a .25-caliber automatic in there, flat on its side. Over it I put a sponge rubber inner-sole. Then I took off my left shoe and slipped the cast on. I shook my pants leg down over it and got out of the car. It worked fine.

Und ab geht es nach Kalifornien. Spenser fährt nach Mills River, zieht die dreckstmöglichen Klamotten an, überschüttet sich mit Fusel, setzt sich vor die „J. T. Costigan Memorial Library“, zerhaut eine

Schnapsflasche und pisst an die Wand. Diese preiswürdige Vorstellung zeigt sogleich Wirkung, er wird nämlich verhaftet und in örtliche Gefängnis gebracht.

„Augenblick“, sagte ich. „Laß mich mal die Gäste sehen.“ Ich torkelte hinter ihm her und sah Hawk in der vierten Zelle. Er lag auf seinem Bett, die Hände hinter dem Kopf.

„He, schwarzer Freund“, sagte ich. „Verdammt trauriges Liedchen, das du hier spielst, was?“

Hawk sah mich ausdruckslos an. „Vielleicht spiele ich für dich eins extra, weißer Wanst“, sagte er.

„Na, na“, sagte der junge Cop. Er hielt mich hinten am Hemd und schob mich in die Zelle. „Schlaf dich aus“, sagte er, „und mach nicht mit dem Nigger rum.“

Er ging hinaus, verschloß die Zelle und ließ mich allein. Wer sagt, man kriegt mich nicht hinter Schloß und Riegel? (S. 14)

„Wait a minute,” I said. „I wanna see other guests.” I lurched past him and

saw Hawk in the fourth cell, lying on his bed, his hands behind his head.

„Hey, Rastus,” I said. „You gonna play sad fucking harmonica when the warden comes?”

Hawk looked at me with no expression. „Maybe play a tune on your head, white belly,” he said.

„Come on, come on,” the young cop said. He took the back of my shirt in his hand and shoved me into my cell. „Sleep it off,” he said, „and don’t fuck around with the nigger.”

He went out and locked the cell and left me alone. Who said I couldn’t get arrested.

Begleitet von ein paar verdammenswürdigen rassistischen Beleidigungen gegen Hawk, beginnt Spenser mitten in der Nacht, in seiner Zelle ordentlich Krawall zu machen.

Ich lehnte mich gegen die Stangen meiner Zelle und sagte laut: „He, Rastus.“

Aus Hawks Zelle tönte es: „Meinst du mich, Scheißker!“

„Irgendein anderer Schwarzer namens Rastus hier?“ fragte ich.

„Du und ich sind die einzigen hier, weißer Bruder.“

„Bestens. Wie spät ist es?“

„Du weckst mich nur, um zu wissen, wie spät es ist?“

„Schlafen Nigger denn überhaupt?“ fragte ich.

„Du wirst den großen Schlaf schlafen, Scheißer, wenn ich dich an deinem blassen Arsch erwische.“

„Du versuchst also zu schlafen, Rastus?“ Ich hob meinen Schuh auf und fuhr mit ihm ratternd die Gitterstäbe entlang, so, wie Kinder Lattenzäune mit einem Stock traktieren. „Wie klingt das? Ein Rhythmus wie im Dschungel, was, Rastus?“

„Warte, bis du meinen Rhythmus zu spüren kriegst, du weiße Ratte“, sagte Hawk.

Ich fing an, mit dem Absatz des Schuhs gegen die Stäbe zu schlagen und laut zu singen: „Bongo, bongo, bongo,

ich will nicht weg vom Kongo. O nein, o nein, o nein. Bingle, bangle, bungle, ich bin so gern im Dschungel, ich will nicht weg von hier.“

Und Hawk brüllte los, ich solle das Maul halten. Da gingen die Lichter im Zellenblock an, und ein mondgesichtiger Cop mit Bürstenhaarschnitt kam aus dem Büro herein.

„Was ist hier los, verdammt nochmal“, sagte er.

„Ich singe dem Waschbären da ein Liedchen vor“, sagte ich.

„Der Mann ist verdammt irre“, sagte Hawk gleichzeitig. (S. 14f)

I leaned against the bars of my cell and said loudly, „Hey, Rastus.“

Hawk said from two cells down, „You talking to me, motherfucker?“

„Any other jigaboos down there,“ I said, „might be named Rastus?“

„You and me is all that’s in here, whity.“

„Good, what time is it?“

„You wake me up to ask what time is it?“

„Niggers sleep?” I said. “You be sleeping the big sleep, motherfucker, I get hold of your pale ass.”

„You trying to sleep, Rastus?” I picked up my shoe and began to rattle it over the bars, the way a kid will drag a stick along a picket fence. „How’s that sound, a little jungle rhythm for you, Rastus.”

„I play some rhythm on you, you honkie bastard,” Hawk said.

I began to bang with the heel of the shoe on the bars and sing loudly, „’Bongo, bongo, bongo, I don’t want to leave the Congo, Oh no, no, no, no, no! Bingle, bangle, bungle, I’m so happy in the jungle I refuse to go.’ ”

And Hawk started yelling at me to shut up. Then the cellblock lights went on, and a moon-faced cop with a crew cut came in from the office.

„What the fuck is going on in here,” he said.

„I’m singing to the coon,” I said.

„The man’s goddamned crazy,” Hawk said at the same time.

Und bevor es sich der Polizist versieht, hat er eine .25 vor der Nase und muss wohl oder übel Spenser und Hawk freilassen.

Anschließend berichtet Hawk, wie sich Susan an ihn gewandt hat, um von dem überaus besitzergreifenden Russell loszukommen.

„Susan hat mich angerufen“, sagte Hawk. „Sie sagte, dich kann sie nicht anrufen. Aber sie war in der Klemme. Sagte, sie hätte mit diesem Großkotz Costigan zu tun gekriegt, und der ist ein übler Kerl.“

Vor uns auf der Straße rührte sich nichts. Der Skylark fuhr jetzt mehr als sechzig. Hawk ging wieder auf fünfundfünfzig hinunter.

„Sie sagt, sie wollte von ihm weg, aber sie glaubt, sie kann vielleicht nicht. Sie sagt, sie steckt zu sehr drin, um allein herauszukommen.“ (S. 20)

„Susan call me,” Hawk said. „She say she can’t call you. But she in trouble. She say she gotten involved with this dude Costigan and he a bad man.”

There was nothing on the road before us. The Skylark started to creep up past sixty. Hawk slowed to under fifty-five.

„She say she want to leave him but she think maybe she can't. She say she too involved to leave on her own.“

Die Frage ist jetzt, wohin hat Russell Susan verschleppt, und wie kann man sie befreien.

„Du hast Costigan drei Zähne ausgeschlagen“, sagte ich.

„Dann hat er ja noch ein paar übrig“, sagte Hawk.

„Ich weiß. Auf die kommen wir noch zurück.“

„Das werden wir sicher“, sagte Hawk.

„Aber erst holen wir uns Susan“, sagte ich.

„Aber ganz bestimmt“, sagte Hawk.

„Und dann kümmern wir uns um die Costigans.“

„Aber sicher“, sagte Hawk.

„Und um Mill River“, sagte ich. „Räumen da vielleicht ein bißchen mit auf.“
(S. 24)

„You broke three of Costigan’s teeth,”
I said.

„He got some left,” Hawk said.

„I know. We’ll get to that.”

„We surely will,” Hawk said.

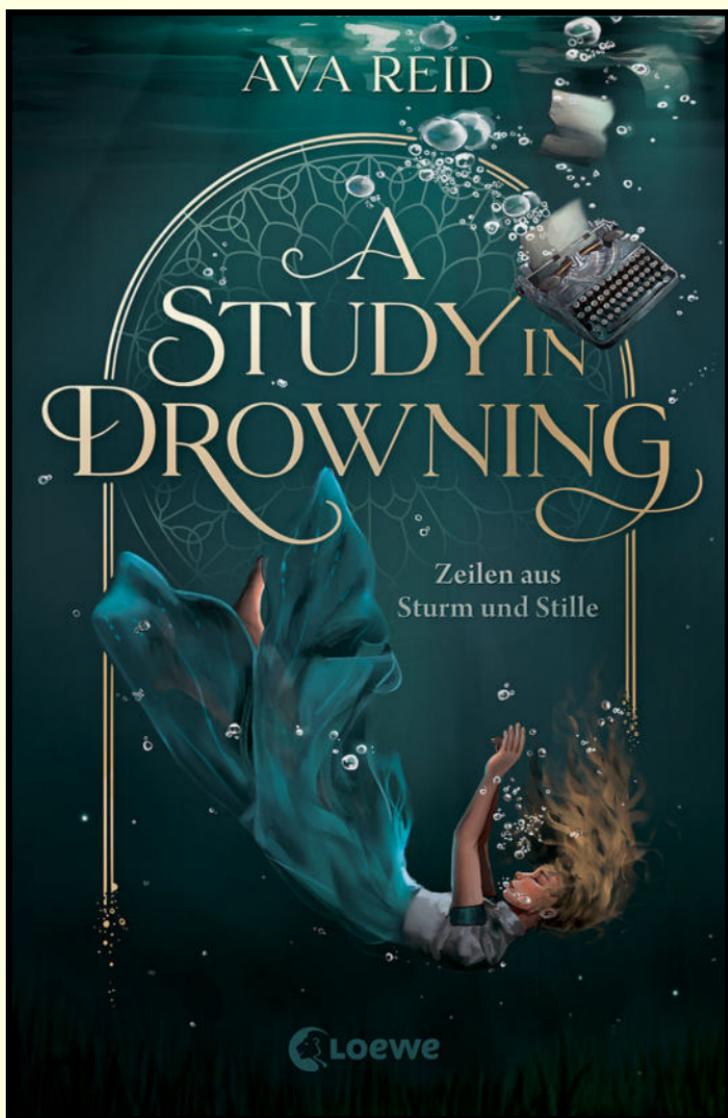
„But first we get Susan,” I said.

„We surely will,” Hawk said.

„And then we’ll see about the Costi-
gans.” „We surely will,” Hawk said.

„And Mill River,” I said. „Might neat
that up a little, too.”

Spenser auf der Flucht beginnt mit einem rasenden Tempo, flotten Sprüchen und wilder Action. Ab dem Mittelteil wandelt sich der Roman allerdings zu einem überdrehten Polit-Thriller, der mehr und mehr an Glaubwürdigkeit verliert. Auch das tiefenpsychologische Geraune wirkt aus heutiger Sicht überspannt. Zum Glück rettet ein gelungener Schluss den Roman.



Ava Reid

A Study in Drowning. Zeilen aus Sturm und Stille

(A Study in Drowning, 2023)

Loewe (PB 464 S./€ 17,95)

Bindlich 2024, 2. Auflage

Aus dem Amerikanischen von Nadine Mannchen

Genre: Fantasy

An die geschätzten Studenten der Fakultät für Architektur: Die Nachlassverwaltung von Llyrs Nationaldichter EMRYS MYRDDIN erbittet Entwürfe für ein Gutshaus außerhalb von Saltney, der Heimatstadt des verstorbenen Schriftstellers, in der Bucht der Neun Glocken.

Bitte beachten Sie, dass vorgeschlagene Entwürfe für HIRAETH MANOR ausreichend Platz berücksichtigen sollen – sowohl für die hinterbliebene Familie Myrddins als auch für die beträchtliche Sammlung von Büchern, Manuskripten und Briefen, die der Autor hinterlassen hat. Bitte beachten Sie, dass die Entwürfe Myrddins Persönlichkeit und den Geist seines um-

fangreichen und einflussreichen Werks widerspiegeln sollen.

Bitte beachten Sie, dass die Pläne bis spätestens Mitte Herbst an unten stehende Adresse geschickt werden müssen. Der Gewinner wird bis zum ersten Wintertag kontaktiert. (S. 11f)

Die junge Effy Sayre ist ein großer Bewunderer des jüngst verstorbenen, hochberühmten Schriftstellers Emrys Myrddin. Für ihr Leben gern hätte sie deshalb Literatur studiert, aber weil das im Land Llyr für Frauen verboten ist, musste sie notgedrungen auf Architektur ausweichen.

Doch dann bietet sich ihr eine unerwartete Gelegenheit: Die Nachlassverwaltung von Myrddin schreibt einen Architekturwettbewerb für ein Museum aus – den Effy überraschenderweise gewinnt.

Sie darf daher nach Saltney, der Heimat Myrddins fahren, wo sie sich mit dem Literaturstudenten Preston Héloury aus dem Nachbarland Argant, der ihr anfangs sehr unsympathisch vorkommt, zusammenraufen muss.

Aber Effy hat ein Problem, das sie mühevoll verbirgt: Sie sieht Dinge und Wesen, die nicht vorhanden sein können. Je stärker sie sich Saltney nähert, desto größer werden ihre Schwierigkeiten, über die sie auch die roten Pillen, die sie regelmäßig nimmt, nicht mehr hinweghelfen können.

A Study in Drowning ist ein unterhaltsamer romantischer Fantasyroman über eine junge Frau, die sich nicht nur in einer Männerwelt behaupten muss, sondern die auch einem düsteren Geheimnis auf der Spur ist.

Was den Leser sonst noch erwartet, verrät die „Content Note“.

„[...] in Effys Geschichte kommen Themen vor, die auf ganz unterschiedliche Art und Weise emotional belasten können. Diese sind: sexueller Missbrauch, Grooming, Gaslighting, Victim Blaming, Sexismus, PTSD, Angststörung, Panikattacken, Ableismus, Kindesmisshandlung, Rassismus, Folter und Tod. (S. 464)



SUADA

Florian F. Marzin

Das war morgen – Eine Sendefolge von Science Fiction Hörspielen

Das war morgen – Eine Reihe, in der der SWR seine im SDR in den 70er bis 90er Jahren produzierten Science Fiction Hörspiele, damals unter dem Label *Science Fiction als Radiospiel* und *Phantastik aus Studio 13* wieder ins Programm genommen hat bzw. in der Mediathek dem Hörer anbietet.

Im Prinzip keine schlechte Sache! Aber da man dem heutigen, „dummen“ Hörer natürlich an die Hand nehmen muss, werden die Hörspiele in ein informatives Plau-

dern zweier Moderatorinnen verpackt, das mit nicht vorhandener, und umso gewichtig klingender Kompetenz daherkommt.

Diese beiden sind Aiki Mira, Autorin und seit 2021 mit Veröffentlichungen von SF-Geschichten in einigen Spartenverlagen in Erscheinung getreten, und Isabella Hermann, Beraterin und promovierte Politologin. Ganz gemäß dem immer wahren Satz, wer lesen kann, kann auch schreiben und wer schreiben kann, kann auch kompetent Literatur beurteilen. So wie jemand, der in der Lage ist die Ziffern 1 – 9 in der richtigen Reihenfolge zu Papier bringen kann, auch die Infinitesimalrechnung beherrscht.

Gleich am Anfang muss allerdings gesagt werden, dass die sprachliche Kompetenz dieser beiden Moderatorinnen normalerweise noch nicht einmal zum Verlesung der Verkehrsmeldungen ausreicht und wieder einmal beweist, dass eine schauspielerische Ausbildung, d.h. Modulation und Sprachfluss, nicht umsonst sind. Die beiden Damen zeichnen sich dadurch aus, dass ihre Satzmelodie völlig willkürlich ist und sie schnell ins Stottern geraten, weil entweder kein Manuskript vorhanden ist oder dieses

nicht umgesetzt werden kann. Häufige, willkürlich Pausen ziehen sich durch sämtliche Beiträge weil sie in ihrem Sprachfluss einfach nicht weiter wissen.

Wo war da bei der Aufnahme der Toningenieur, der die beiden Protagonistinnen an die Hand genommen hätte, oder besser noch, angesichts ihres hilflosen Genuschels klar gesagt hätte: Meine Damen, das können wir nicht senden!

Es werden dabei Sätze von sich gegeben wie: „Na, Aiki, was erwartet uns den heute?“ oder „Na, dann hören wir mal rein!“ – was jedes Phrasenschwein in kürzester Zeit an Fettsucht sterben lassen würde.

Auf diesem Niveaus toben sich – nein, das ist falsch – schwafeln die beiden „SF-Kennerinnen“ dann munter daher, ohne wirklich Ahnung von der Materie zu haben, geschweige denn irgendeinen Plan.

Plattitüden reihen sich an nichtssagende Wiederholungen dessen, was in dem Hörspiel zum Ausdruck gebracht wurde. Auf zusätzliche Informationen, besonders wenn es sich um eine Adaption von einem Werk eines bekannten SF-Autors, wie Asimov,

Bradbury, Lem, usw. handelt, wartet man vergeblich.

Beide Moderatorinnen zeigen dabei überdeutlich, dass sie Kinder einer verlorenen Generation sind, in der Blogger und Influencer den kurzzeitigen und ebenso kurzlebigen Informationskick bestimmen.

Wo ist die intellektuelle Auseinandersetzung mit Science Fiction geblieben, die besonders Wolfgang Jeschke in den 80er und 90er Jahren mit der Heyne Science Fiction und vielen, von seinen vom Verlag bestimmt nicht geliebten Sachpublikationen befördert hat? Wo auf Cons und privaten Treffen die Creme der SF, verkörpert durch Wolfgang Jeschke, Hans Joachim Alpers, Werner Fuchs, Ronald Hahn, Franz Rotensteiner, Andreas Weber-Schäfer (der die meisten der besprochenen Hörspiele produziert hat) ernsthaft diskutiert wurde?

Diese beiden Vertreterinnen der verlorenen Generation zeichnen sich dadurch aus, dass sie vom Gegenstand selbst wenig Ahnung haben, aber dagegen viel von Selbstdarstellung, die zum Selbstzweck wird.

Exemplarisch soll hier einmal der Beitrag zu dem Hörspiel *Rückkehr zur Erde*

(Hörspielbearbeitung: Jozef Grotowski)
nach dem Roman *Transfer* von Stanislaw
Lem näher betrachtet werden.

Die Handlung lässt sich kurz zusammenfassen. Eine Gruppe von Astronauten kehrt – durch die Zeitdilatation bedingt – 127 Jahre nach ihrem Start zur Erde zurück. Inzwischen hat die menschliche Forschung es geschafft, sämtliche Aggression und Brutalität aus dem Zusammenleben zu eliminieren, und es herrscht sozusagen Friede, Freude, Eierkuchen. Die Rückkehrer mit ihren „animalischen Trieben und Veranlagungen“ sind da natürlich ein Fremdkörper, der besonders im Kontakt mit dem weiblichen Geschlecht zu Konflikten führt, da sich eine Protagonisten gerade durch das „Animalische“ angezogen fühlt.

Anzufügen ist noch, dass sich Stanislaw Lem in späteren Jahren von diesem Roman (1961 erschienen), ob seiner Banalität, distanziert hat.

Die beiden Moderatorinnen schwadronieren nun munter über Gewalt in der menschlichen Gesellschaft, hängen eine Plattitüde an die andere und drehen sich munter im Kreis, wie selbstverliebte Tänze-

rinnen um ein nächtliches Lagerfeuer und kommen keinen Schritt weiter. Da wird mal ganz nebenbei auf Norbert Elias *Der Prozess der Zivilisation* verwiesen, oder erklärt, dass Lem ja auch als Theoretiker und Philosoph hervorgetreten ist, und eine der beiden in *Phantastik und Futurologie* mal reingelesen hätte – ein umfassendes, zweibändiges Werk (insgesamt über 1000 Seiten Analyse der SF und ihrer Bedingungen). Was sie da rausgelesen hat, verrät sie dem Hörer allerdings nicht. Allzu viel kann es nicht gewesen sein!

Bezüglich der Romanvorlage *Transfer*, – Originalton: „die ja ein Klassiker ist“ – liegen die beiden Moderatorinnen auch völlig daneben, denn nicht alles, was alt ist, ist auch gleich ein Klassiker. Eben jener Roman gehört ganz bestimmt nicht dazu, auch wenn man Lems spätere Beurteilung in Rechnung stellt. Der Roman gehört zu den Frühwerken des Autors wie *Der Planet des Todes* (1954), *Gast im Weltraum* (1956, darf nach Maßgabe des Autors seit 1970 nicht mehr veröffentlicht werden), die noch nicht einmal durchschnittliche Qualität aufweisen.

Nichts, was den Hörer interessieren könnte, findet Eingang in die 27 Minuten, in denen die beiden Moderatorinnen krampfhaft bemüht sind, sich die nichtvorhandenen Bälle mit ausgelutschten Formulierungen wie: „Das sehe ich genauso, Aiki“ oder „Was meinst du dazu?“ zuzuspielen.

Fazit: Warum? Warum glaubt man beim SDR die Hörspiele als Ausdruck einer „Goldenen Zeit des Science Fiction Hörspiels“, die die Jahre zwischen 1970 und 1990 ohne Zweifel waren, nicht zuletzt in der Person Andreas Weber-Schäfer, dem man nicht genug für seine Arbeit danken kann, durch die Einbettung in sinnentleertes Geschwafel zunichte machen zu müssen?

CORINNA GRIESBACH

LUCIENS MANUSKRIFT



VERLAG TORSTEN LOW

LESEEMPFEHLUNG

Jens-Philipp Gründler

Corinna Griesbach

Luciens Manuskript

Verlag Torsten Low

282 Seiten Taschenbuch

ISBN 978-3-96629-043-2

Preis 15,90 Euro

Luciens schaurig-schöne Seltsamkeiten

In Corinna Griesbachs neuem Werk „Luciens Manuskript“ dürfen wir unmittelbar erleben, unter welchen Umständen der Roman des erfolglosen Autors Lucien Lejeune entsteht. Wie eine Work-in-progress, die durch den Mail-Verkehr zwi-

schen der Verlagsassistentin Cindy und dem Lektor Merlin gerahmt wird, enthüllt Autorin Corinna Griesbach Kapitel für Kapitel skurrile Geheimnisse und schaurige Details. Im Leseprozess wird es den Rezipienten möglich, die lose miteinander verbundenen Handlungsschichten abzutragen, um in einen von Seltsamkeiten, Mysterien und Schwärze dominierten Erzähl-Kosmos blicken zu können. Begleitet werden die Episoden mittels eines kauzigen Humors, der die gelegentlich heftigen Details abmildert.

Beim auf Fantasy spezialisierten, fiktiven Verlag DARKNESS reicht Lucien sein zum Teil handgeschriebenes Manuskript ein, welches „alle Voraussetzungen für Einsendungen (missachtet)“, so Cindy in einer Mail an den exzentrischen Autor. Dieser schildert zu Beginn, wie die Einwohner der Stadt M. zu ihm kommen, um ihre Geschichten loszuwerden. Ein mit Drachenschwanz ausgestatteter Junge namens Elias LeDragon, der aus dem Fenster fliegt und verschwindet, lebte ebenso in jener Stadt wie ein Nachbar, der in seinem Haus eine merkwürdige Schatulle entdeckt: „Die Dose, die alles Geschehen des Ortes beleuchtet,

ist fest mit dem Haus verbunden. Es gelingt nicht, sie herauszutragen.“

Bei einer Lesung des Schriftstellers Luster, bei der es um das bewegte Leben des mysteriösen Poeten E.F. geht, wird von einer haitianischen Nachfahrin von Sklaven berichtet, und dem Voodoo-Kult. Eine entsprechende Strohpuppe wird mit einer Nadel traktiert und die Haitianerin mit einem Messer erstochen. In einem Kölner Hotel findet sich Lucien Lejeunne in einem geheimnisvollen Zimmer wieder, welches er – vermeintlich – nicht mehr verlassen kann, bis der Spuk vorübergeht und der Drehknopf an der Türe wieder funktioniert. Nach jenem Zwischenstopp am Rhein verschlägt es den Ich-Erzähler Lucien nach London, wo er bei dem zwielichtigen Vermieter Kevin Pain eine kleine Wohnung bezieht. Immer wieder sucht er nachts den St. James Park auf, um mit Geistern zu kommunizieren. Das ehemals lebendige Wesen namens Lucy wird ihm zu einer Freundin.

Im Kapitel über seinen London-Aufenthalt erzählt Lucien auch über einen grausamen Fund im Kühlschrank; einen gefrorenen Schädel. Der Mörder, Kevin Pain,

wird verhaftet und Lucien besucht ihn regelmäßig, vorerst. Kurze Zeit später mietet Lucien in Canterbury eine Wohnung bei einem älteren Ehepaar. In deren Haus befindet sich ein Brunnen, in dem sich ein Schwert aus dem 16. Jahrhundert verbirgt, möglicherweise aus dem Besitz des Piraten Sir Francis Drake. Nach Köln zurückgekehrt, gründet Lucien eine Schreibgruppe in einer JVA. Ein junger Autor überlässt ihm sein Skript, in dem der Protagonist, ein Junge namens Jonas, von Spukwesen erzählt, die ihn nachts besuchen.

Corinna Griesbach gelingt es, ihre Leserschaft durch kurzweilige, und mitreißende Schilderungen zu fesseln. Die damit einhergehende ephemere Atmosphäre sorgt für Spannung und für eine gewisse Homogenität zwischen den Episoden-artigen Kapiteln von Lucien LeJeunes Romanmanuskript. Trotz des Detailreichtums und der dichten Erzählweise ist Griesbach eine poetische Leichtfüßigkeit zu eigen, die den Lesefluss anregt und Appetit auf mehr macht. Ihr Roman eröffnet der Leserschaft eine ureigene schaurig-schöne Welt, ein literarisches Mysterium, geprägt von einer undurch-

dringlichen, faszinierenden wie auch nebulosen Rätselhaftigkeit.

DIES & DAS

Frank Hilgenfelder

Matt Brown und Rhys B. Davies

**Atlas der imaginären Orte: von Atlantis
bis Gotham City**

Groh Verlag (HC 168 S./€ 34,00)

München 2024

**Aus dem Englischen von Christiane
Manz**

Genre: Sekundärliteratur

„Atlas der imaginären Orte: Von Atlantis bis Gotham City“ ist ein faszinierendes Werk, das Leser auf eine spannende Reise durch die Welt der Fiktion und Mythologie mitnimmt. Die Autoren präsentieren eine Viel-

zahl von Orten, die in Literatur, Film, Comics und Folklore existieren, und bieten dabei sowohl bekannte als auch weniger bekannte Schauplätze an.

Das Buch ist liebevoll gestaltet und kombiniert ansprechende Illustrationen mit informativen Texten. Jeder Ort wird detailliert beschrieben, wobei die Autoren interessante Hintergründe und Geschichten zu den jeweiligen Schauplätzen liefern. Von der legendären Stadt Atlantis über das geheimnisvolle Narnia bis hin zu den düsteren Gassen von Gotham City – die Vielfalt der behandelten Orte ist beeindruckend und regt die Fantasie an.

Besonders hervorzuheben ist die Art und Weise, wie das Buch die Verbindung zwischen diesen imaginären Orten und der realen Welt herstellt. Es wird deutlich, wie stark Fiktion unsere Kultur und unser Denken beeinflusst hat. Die Mischung aus historischen Fakten, literarischen Anspielungen und kreativen Interpretationen macht das Buch sowohl lehrreich als auch unterhaltsam.

Der Schreibstil ist zugänglich und ansprechend, was das Lesen zu einem Ver-

gnügen macht. Das „Atlas der imaginären Orte“ eignet sich sowohl für Fans von Fantasy und Science-Fiction als auch für Literatur- und Geschichtsliebhaber. Es ist ein ideales Geschenk für alle, die sich für die Magie der Fiktion begeistern und ihre Vorstellungskraft anregen möchten.

Insgesamt ist „Atlas der imaginären Orte: Von Atlantis bis Gotham City“ ein wunderbares Buch, das die Leser dazu einlädt, die Grenzen zwischen Realität und Fiktion zu erkunden. Es ist eine gelungene Hommage an die Kraft der Vorstellung und ein Muss für jeden, der die Welt der imaginären Orte liebt!



Frances Hodgson Burnett

Der kleine Lord

(Little Lord Fountleroy, 1886)

Coppenrath Verlag (HC 239 S./€ 24,00)

ISBN 978-3-649-64607-5

München 2024

Aus dem Englischen

Genre: Drama

„Der kleine Lord“ von Frances Hodgson Burnett ist ein zeitloser Klassiker, der die Herzen von Lesern jeden Alters berührt. Die Geschichte dreht sich um den kleinen Cedric Errol, einen charmanten und gutherzigen Jungen, der plötzlich erfährt, dass er der Erbe eines großen englischen Landsitzes ist. Cedric, der in bescheidenen Verhältnissen in New York lebt, wird nach England geschickt, um seinen Großvater, den grimmigen Lord Fauntleroy, kennenzulernen.

Burnett gelingt es meisterhaft, die Charaktere lebendig und einfühlsam zu gestalten. Cedric ist ein wunderbarer Protagonist, dessen Unschuld und Freundlichkeit selbst die härtesten Herzen erweichen. Seine positive Ausstrahlung und sein unerschütterli-

cher Glaube an das Gute im Menschen machen ihn zu einer inspirierenden Figur. Die Beziehung zwischen Cedric und seinem Großvater entwickelt sich im Laufe der Geschichte auf berührende Weise und zeigt, wie Liebe und Verständnis selbst die tiefsten Gräben überwinden können.

Der Schreibstil ist einfach und klar, was das Buch besonders für jüngere Leser zugänglich macht. Gleichzeitig vermittelt die Geschichte wichtige Werte wie Freundlichkeit, Empathie und die Bedeutung von Familie. Die bildhaften Beschreibungen der englischen Landschaft und der aristokratischen Lebensweise tragen zur Atmosphäre des Buches bei und lassen den Leser in eine andere Zeit eintauchen.

Insgesamt ist „Der kleine Lord“ eine herzerwärmende Geschichte über Freundschaft, Familie und die Kraft des Guten. Es ist ein Buch, das nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene anspricht und zum Nachdenken anregt. Ein wahrer Klassiker, der in keiner Büchersammlung fehlen sollte!

Beigelegt sind 10 Farbtafeln, die teilweise beidseitig bedruckt sind. Diese zeigen Bilder aus der Handlung, auch die Autorin

selbst. Aber auch das Buch ist reichhaltig mit Bildern und Vignetten illustriert. Ein Augenschmaus.

Der Film aus dem Jahr 1980 von Jack Gold mit Sir Alec Guinness hält sich teilweise sklavisch an die Buchvorlage, weicht aber mitunter auch davon ab, vor allem am Ende geht der Film andere Wege. Nicht nur getreuer, sondern auch weitaus gelungener ist die Verfilmung von John Cromwell aus dem Jahr 1936, in der Freddie Bartholomew den kleinen Lord, C. Aubrey Smith den grantigen Earl und der junge Mickey Rooney (1920–2014) den amerikanischen Freund Dick spielen.

KATHRIN BLUM

Raunächte

Rituale,
Bräuche und
Geschichten



THORBECKE

Kathrin Blum

Raunächte

Jan Thorbecke Verlag (152 S./€ 20,00)

Ostfildern 2024

ISBN 978-3-7995-2083-6

Genre: Sachbuch

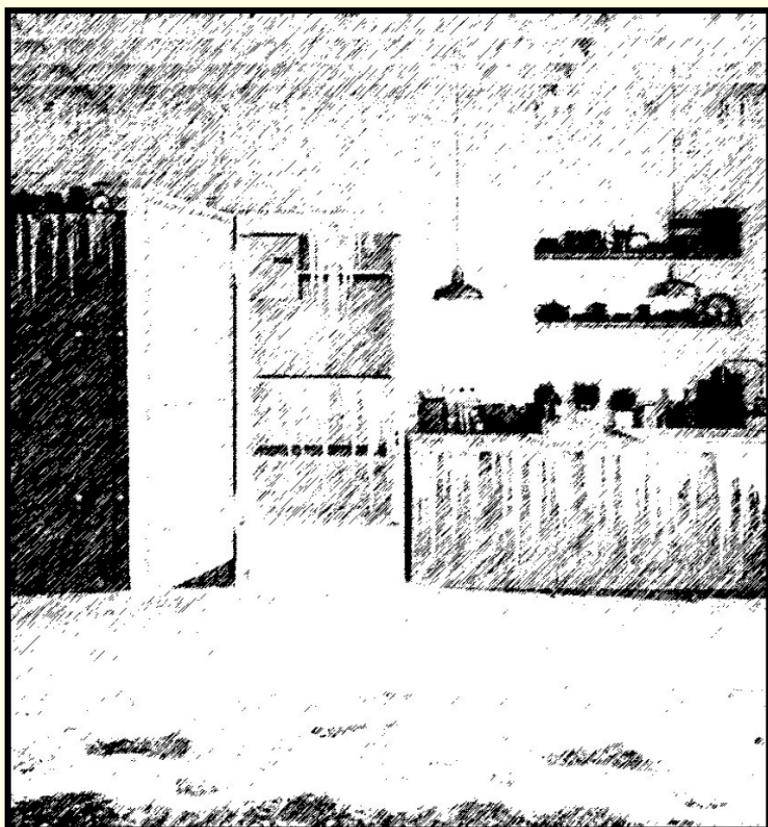
„Raunächte“ ist ein faszinierendes Buch, das sich mit den mystischen und spirituellen Aspekten der Raunächte beschäftigt, einer Zeit zwischen den Jahren, die in vielen Kulturen als besonders magisch gilt. Der Autor nimmt die Leser mit auf eine Reise durch Traditionen, Bräuche und Rituale, die in dieser besonderen Zeit praktiziert werden.

Die Sprache des Buches ist einladend und poetisch, was es leicht macht, sich in die beschriebenen Szenarien und Gedanken hineinzusetzen. Besonders hervorzuheben ist die Verbindung zwischen Natur und Spiritualität, die in den Erzählungen deutlich wird. Der Leser wird ermutigt, sich mit den eigenen inneren Gedanken und Gefühlen auseinanderzusetzen und die Raunächte als eine Zeit der Reflexion und des Neuanfangs zu nutzen.

Ein weiterer Pluspunkt ist die praktische Anwendbarkeit der Inhalte. Das Buch bietet zahlreiche Anregungen und Übungen, die helfen, die Raunächte bewusst zu erleben und die eigene Intuition zu stärken. Die Mischung aus Erzählungen, persönlichen Erfahrungen und praktischen Tipps macht das Buch sowohl informativ als auch inspirierend.

Insgesamt ist „Raunächte“ eine bereichernde Lektüre für alle, die sich für Spiritualität, Traditionen und die Verbindung zur Natur interessieren. Es lädt dazu ein, die eigene Wahrnehmung zu schärfen und die Magie dieser besonderen Zeit zu entdecken. Ein empfehlenswertes Buch für die kalte Jahreszeit!

Ich habe viele Begebenheiten aus meinem Leben, die ich bisher als Einzelerlebnisse angesehen habe, neu ordnen können und sehe sie jetzt in einem neuen Zusammenhang. Faszinierend.



KOLBEN RAMMEN DAS LOCH

Erzählung

Michael Wiedorn

Die Möbel, die Computer, der Fußboden sind mit Schnee und Eis zur Verwahrung eines Toten überzogen. Draußen vor den Fenstern brennt die heiße Sonne auf sommerlich grün belaubte Bäume.

Sven meldet sich mit nüchtern geschäftiger Stimme korrekt mit Angabe seines Namens und seines Anliegens am Smartphone. Die Stimme eines jungen Mannes mit klar definierten Zielen, mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen –

hanseatisch exakt. Er ist freier Mitarbeiter einer erfolgreichen Unternehmensberatung. Er hat Wirtschaftswissenschaft studiert. Ein reelles Wissen über reelle Sachgegenstände. Fakten! Fakten! Zahlen! Wie hoch ist die Rentabilität eines Unternehmens? Interessant, uninteressant für Investitionen? Er gibt seinem Chef Bericht. Er arbeitet zu Hause und er haßt seinen Job wie die Laborratte ihr tägliches Tretrad. Das Wohl und Heil des Unternehmens sind ihm sowas von Wurst. Er verkehrt am Handy mit körperlosen Geisterstimmen. Über das Internet verständigt er sich mit Gestalten, die nicht einmal Stimmen haben. Vielleicht gibt es die ganzen Adressaten garnicht. Er sitzt den Tag über einsam und allein im Raum und kommuniziert und sieht niemanden, als säße er tief in einem Wald. Fleisch und Blut. Rein – raus. In den Nächten zum Sonntag liegt er mit weit auseinander gespreizten Beinen in einem bequemen Sling in einem Club. Stahlkolben rammen wie die Rohre an einem Motorrad oder an Maschinen in sein weiches, glitschiges, gefräßiges Loch zwischen den Beinen. Ihre männliche Kraft. In einigen Nächten bedie-

nen ihn bis zu 40 Männer. Er hält jetzt zwei Stunden durch und verfällt dann wie ein Greis. Er schläft kaum noch, kann nicht schlafen und tastet sich todmüde durch die Tage. Sein Gesicht blendet bleich. Das Fremde spukt in seinem Blut. Sein Körper verschwendet matt daliegend die Kraft eines Leistungssportlers beim Kugelstoßen, beim Ballstoßen. In seinen Körperzellen tobt ein gnadenloser Krieg, der ihn irgendwann zermalmen wird. Er lebt im Wechselbad zwischen der ihn ausdörenden Arbeit und der keine Erholung bringenden Mattigkeit. Er braucht das Geld. Viel Geld. Für die Wohnung, das Auto, die Ferienwohnung auf Sylt, den Urlaub. Er haßt seine Arbeit und hat keine Vorstellung von einer Arbeit, die Sinn haben könnte. Arbeit ist immer auszehrende Sklavenarbeit. Es ist ihm eine Ehre seinen Lebensstandard durch seiner eigenen Hände Arbeit zu erbringen. In seiner Jugend, als er noch stark und gesund war, tauchte er im Roten Meer und übernachtete in einem Luxushotel und war stolz, daß er sich das Alles durch seine eigenen Leistungen erlauben konnte. Der Sinn der Arbeit liegt im Geldverdienst. Er

würde sich für üppigen Lohn jeden Tag acht Stunden lang in ein leeres Zimmer stellen und vor einer leeren Wand Grimassen schneiden. Niemand hätte etwas von seiner Tätigkeit, aber er wäre kein Schmarotzer. Wenn es klappt, arbeitet er an einigen Tagen bis tief in die Nacht hinein. Ein heißer Sommertag voll strahlendem Sonnenschein – von dem Sven gnadenlos ausgeschlossen ist wie ein Zuchthäusler in seinem Kerker. Am nächsten Vormittag wacht er ausgelugt aus seinem unruhigen Herumdösen auf und neue Arbeit, die fristgerecht abgearbeitet werden muß, hat sich angehäuft. Er spürt die eisernen Kolben in seinem Arsch und sein Loch befeuchtet sich. Eigentlich erwacht er nicht aus richtigem Schlaf, sondern aus einem aufzehrendem Nebel und Gewoge. Sven weiß, daß er jetzt trotz der überwältigenden Müdigkeit garantiert nicht mehr einschlafen wird. Wird er diesen Tag heute wie eine halberschlagene Fliege nur taten – und ereignislos durchgeistern? Draußen – weit weg von seinem Appartement – ist jetzt Sommer. Hier drinnen herrscht das ganze Jahr über bitterkalter Januar. Svens schneeweißer

Körper düstet Eiseskälte in die Wohnung. Sven ist von einer tiefen Sehnsucht erfüllt. Seine Zellen brauchen eine Wärme, die aus dem Körperinneren aufsteigt – aus dem Bauch in die Glieder.

Heißer Kaffee wird ihn beleben wie die Blutzufuhr den Vampir. Strom fließt durch Kabel. Sonne und Schatten spielen an Decke und Wand. Er taucht ab unter die grau-gelbe Welle des Dämmerns und schreckt hoch. Auf dem Display seines Smartphone liest er, daß seine Firma ihm neue zu erledigende Aufträge zugemailt hat. Plötzlich spürt er einen Druck im Arsch. Dünnschiß will durchbrechen. Sven reißt sich aus der Lethargie.

Er wirft die Bettdecke hoch und rast, als wäre Feuer ausgebrochen, aufs Klo. Wird er vor der Explosion noch das rettende Ziel erreichen? Kaum hat er sich auf die Klobrille gesetzt, spritzt es aus seiner Spalte heraus. Braunes, süß-klebriges Brackwasser stürzt sich mit fanatischer Wut in die Freiheit. Sven erlebt seine Erlösung. Zu Schleim aufgeweichte Kolben triefen aus seinem Arschloch. Er lehnt sich völlig erschöpft gegen den Klokasten. Die Augen geschlossen, den

Mund leicht geöffnet. Das Blau der Venen schimmert durch die leichenbleiche Haut. Das leuchtende Rot seiner Lippen. Christus nach der Kreuzabnahme. Er hat gerade göttlich gut gefickt. Die Wohnung dröhnt von Totenstille. Er bleibt lange – Stunden lang – wie ein eben Verstorbener in dieser Position sitzen. Ein Stilleben zeigt stillgestelltes Leben.

Wie ein aus tiefer Verzauberung Erwachter steht er auf, sieht angeekelt auf das kranke Wasser in der Schüssel und spült die Scheiße herunter. Er steht vor dem Waschbecken, öffnet den Wasserhahn weit auf und beginnt sich zu waschen. Mit ruckartigen, zornigen Bewegungen wäscht er sich seinen Hintern, dann die Schenkel, den Bauch, den Rest seines Kadavers. Es hängt ein süßer, unreiner Geruch in der Luft. Krankheit und Schwäche. Sven reibt seine Haut und reibt. Er würde am liebsten seinen vollständigen Körper wegreiben. Maschinenkolben pumpen sein fieberndes Sumpfloch mit männlichem Feuer – mit männlichem Blut. Der Darm, die Galle, der Magen mit ihrem Gift müssen ausradiert werden. Er ekelt sich vor seinem Dasein

hier vor dem Waschbecken. In seinen Gefäßen lauert schon der Tod, der sich vorwärts kämpfen wird. Die Haut ist von dem haßerfüllten Reiben schon knallrot. Seine Flüssigkeiten, seine Ausscheidungen bringen anderen Menschen den Tod. Sven hat die Macht andere in Sieche und Leichen zu verwandeln. Nervös reibt und prügelt er mit der Seife wieder und wieder seine Arschbacken und das Loch dazwischen. Die dünne Haut trennt ihn vom inneren Morast. Er unternimmt eine ausführliche, geduldige, ungeduldige Darmspülung und fühlt sich noch immer nicht gereinigt. Nur die Oberfläche. Auf der Oberfläche brackigen Abfluswassers schwimmen ertrunkene Ratten. Der Keller ist abgeriegelt und versperrt von festen Mauern aus Fleisch und Knochen. Welche Feuerwehr bricht die Mauern und Türen mit Brechstangen auf? Sven reibt und versucht sich zu reinigen und kommt nicht zu sich herein. Er kommt nicht zu sich. Rot flammt die Haut. Er hält vor Schwäche inne und stützt sich mit beiden Armen am Porzellan des Beckens. Er atmet schwer und bleibt länger in dieser Position. Als er sich erholt hat, wäscht er

sich noch seinen Schwanz und die Hoden. Es ist längst früher Nachmittag.

Sven rafft sich auf, reißt sich vom Labo los und lenkt seine Füße wieder zurück zu seinem Bett, überlegt es sich anders und geht zu seinem Computer um sich den neuen Auftrag anzusehen.

Eine Möbelfabrik in Halle soll verkauft werden. Sven wird nie erfahren, wie die Fabrik aussieht. Er wird nie eine Fräsmaschine sehen. Wie sehen die Produkte aus? Schränke, Tische, Stühle. Was geht ihn das an? Er erfährt nur das Wichtige – die Bilanzen, die Betriebskosten, die Kredite, den Umsatz. Er liest Rechnungen von beglichenen und vielen nicht beglichenen Rechnungen. Warum bricht er nicht diese Arbeit ab – denkt er sich. Er darf seine Arbeit nicht abbrechen. Nie wird er den befriedigenden Augenblick erleben, daß er fertig ist mit seinem Werk, daß alles erledigt ist.

Ein bleicher Nackter übersät von blauschwarzen Knoten liegt ausgestreckt auf einer Blechpritsche. Die geschlossenen Augen sind todesschwarz umschattet. Handelspartner, Mehrwertsteuer. Sven blättert im BGB nach den rechtlichen Grundlagen

von Betriebsformen. Ein ausgemergelter Kranker in einem nächtlichen Krankenhausbett keucht und hustet und speit in eine weiße Schüssel. Von der Straßenlaterne am Kiesweg vor dem Fenster strahlt das Licht in das dunkle Krankenzimmer. Im Licht, das sich an der Decke abzeichnet, bewegen sich die Schatten der unruhigen Äste der Bäume. Sven hält sich eifrig über seine Arbeit. Die Termine müssen eingehalten werden. Seine Gedanken schweifen ab in seine Kindheit. Sein Herz schmilzt wehmütig. Drei kleine Jungs halten hungrig der Mutter ihre Teller entgegen, damit sie jedem ein Stück Torte gibt. Mit der Vertreibung aus der Kindheit hat er das Beste verloren. Svens Mutter strich sich ihre langen, blonden Haare aus ihrem Gesicht. Sie war jung. Heute ist sie eine starrsinnige Greisin, deren Liebe er sich täglich erkämpfen muß. Die Magnolien blühten in seiner Kindheit. Svens Augen füllen sich mit Tränen. Jetzt schaltet er sein Internet ab. Macht sich Kaffee, schlürft ihn gierig. Das Blut kreist in seinen Adern. Er ist kein Vampir, keine Leiche in der Anatomie.

Er legt sich wieder ins noch nicht gemachte Bett. Er schaltet den Fernseher an. Eine große Flachbildscheibe. Ein Fernsehstudio. Knallig bunt. Feuerwehrrrot, Plietschblau, Grasgrün. Die Welt paßt in ein Kinderzimmer. Der Moderator – ein Mann Ende 50 – mit zynisch-freundlichem Grinsen in der Fresse. Heinoblondes Haar. Er bleckt die Zähne. Er will uns – dich, mich, uns alle – einladen ins Musikparadies. Seine gigantischen, blendametweißen Zähne. Die können zubeißen. Er stellt junge Künstler vor. Ein süßes Schnäuzchen. Ein geschminktes, purpurnes Kußmündchen.

Schwarze Kulleräuglein, die wie große Knöpfe im strahlend reinen Weiß des Gesichtes schwimmen. Künstliche Locken. Hoch oben auf der Frisur schwankt ein kleines, freches Sonnenhütchen aus Stroh. Warum fällt es nicht herunter? Der Junge hält in seinen Armen eine Gitarre. Das Publikum klatscht berauscht. Der Interpret schlägt die Griffe des Instrumentes, wie wir es alle bei den große Rockstars gesehen haben und schmachtet mit seinen rot schmelzenden Lippen von der Einsamkeit des Seemannes und der Sehnsucht. Seine

schwarzen Knopfaugen blicken verträumt in die Ferne in Gestalt einer Studiokamera. Sven bekommt einen Ständer. In seiner Spalte wird es feucht. Die schmelzenden Lippen, die harten Muskeln des Jungen liegen auf dem schwer atmenden Körper Svens. Ein Elektrobohrer dreht sich genüsslich in Svens Arsch.



ZWEI FRAUEN UND EIN OCHSENKARREN

Entstanden ca. 3067 nach der
Neuerschaffung der Welt
(mündlich überliefert; nicht verifizierbar)

Erzählung

Florian Frankhauser

Diese tragische Geschichte trug sich zu, lange bevor das Königreich Tangrintanien gegründet wurde. Die Bergketten, welche es umschlossen, hatten noch keine Namen. Große Siedlungen suchten verirrte Reisende vergebens. Wenige Menschen lebten in weit verstreut liegenden Dörfern. Raubrit-

ter knechteten ihre kleinen Ländereien und versetzten das Volk in Angst und Schrecken ...

Furchterfüllt blickte Sophi sich um.

Dichter Wald hüllte sie mit seinen Schatten ein. Das Geräusch eines splitternden Astes ließ sie zusammenzucken. Mächtige Tannen ragten rings um sie in die Höhe. Sie verdeckten mit ihren buschigen, nadelbesetzten Fächern die Sicht. Es war, als würde der kleine, gewundene Pfad von riesigen, knorrigen Soldaten bewacht. Ihre Schilde reihten sich aneinander und erzeugten eine undurchdringliche grüne Mauer. Hölzerne Waffen bildeten ein Spalier über Sophis Kopf. Hellblau leuchtende Augen starrten sie von weit oben an. Die stacheligen Helme liefen spitz zu. Buschige Schulterpolster saßen auf kräftigen Schultern.

Erneut erklang Bersten von dürrem Holz.

Sophis Herz machte einen Satz. Langsam und vorsichtig drehte sie sich um. ›Ist mir jemand gefolgt? Ich war so vorsichtig, als ich mich aus der Burg schlich.‹

Ein Schatten hinter den aneinandergereihten Schilden zog ihren Blick auf sich.

Mucksmäuschenstill beobachtete sie seine Bewegung. Schlich dort jemand umher und verfolgte sie? Hatte ihr Vater herausbekommen, dass sie sich im Wald mit ihrer Liebe treffen wollte?

Rascheln erklang, dann brach ein weiterer Ast. Wie ein Knall hallte es durch den ansonsten ruhigen Wald.

Gerade als Sophi sich umdrehen und weglaufen wollte, erschien ein borstiger Kopf zwischen den Bäumen. Ein Rüssel reckte sich in die Luft. Schnüffelnd bewegte er sich und leise Grunzlaute erklangen. Anscheinend zufrieden drückte das Wildschwein seinen Körper durch den Spalt zwischen den Tannen, quiekte einmal und stapfte langsam von Sophi weg.

Die hatte den Gedanken an Flucht verworfen und stand erstarrt auf dem Weg. Einerseits erleichtert, dass keiner der Schergen ihres Vaters sie verfolgte, andererseits ängstlich, da Wildschweine ebenfalls gefährlich sein konnten.

Deshalb hielt sie sich so still wie möglich. Ihr Herz hämmerte in der Brust. Flache, kurze Atemzüge hoben ihr graues Mieder kaum merklich an. Große, hellgrüne

Augen verfolgten, wie das Schwein sich einige Schritte von ihr entfernte.

Dort blieb es stehen und grunzte. Hufe scharrrten im weichen Boden. Erdbatzen flogen davon. Der breite Kopf senkte sich und die Hauer wühlten im Untergrund. Schmatzlaute zeugten davon, dass es Nahrung gefunden hatte.

Erneute Bewegungen zwischen den Bäumen kündigten weitere Waldbewohner an. Ein zweites Wildschwein verließ die grüne Mauer. Diesem folgten Frischlinge auf dem Huf.

Die Augen von Sophi wurden groß. Sollte der Eber oder die Sau ihre Anwesenheit bemerken, würden sie möglicherweise auf sie zustürmen. Sie könnten sie mit den Hauern aufspießen und sie würde elendig verbluten. Mit den Eltern der jungen Schweine war nicht zu spaßen, das wusste sie aus den Geschichten der Krieger ihres Vaters. Während Sophi den Männern bei ihren Gelagen Bier einschenken musste, schnappte sie einiges auf. Gelegentlich trampelte ein wütendes Wildschwein einen unvorsichtigen Waldarbeiter nieder.

Schwer verletzt, oder gar tot, brachten seine Freunde ihn zurück ins Dorf.

Ihre Hände zitterten, während sie bange wartete.

Fröhlich quietschend sprangen die Frischlinge umher. Sie sahen hübsch und drollig aus, im Gegensatz zu ihren Eltern. Große, borstige, unförmige Tiere wühlten im Dreck des Waldbodens.

Sophi sandte ein Stoßgebet zu Elgaria – der Naturgöttin –, dass sie sie beschützte. Dieser hatte sie ihr Leben verschrieben.

Langsam trotteten die Schweine davon und verschwanden einige Zeit später grunzend außer Sichtweite. Äste knackten, trockene Nadeln raschelten, dann kehrte die Stille des Waldes zurück. Unterbrochen von gelegentlichen schrillen Schreien von Raubvögeln.

Sophi stieß die Luft aus und wagte endlich wieder, normal zu atmen. Bevor sie ihren Weg fortsetzte, musste sie zunächst einige Male tief Luft holen. Langsam beruhigte sich das Trommeln ihres Herzens. Als sie sich soweit erholt hatte, rannte sie geschwind über den schmalen Pfad. Ihr Ziel befand sich nicht mehr weit entfernt. Der

Saum ihres einfachen Kleides schwebte knapp über dem Boden. Während sie weiterhastete, hielt sie ihre leinene Kopfbedeckung mit beiden Händen fest, damit sie nicht herabrutschte und ihre schwarzen, lockigen Haare freigab.

Einige Zeit später erreichte sie die kleine Lichtung, auf der sie sich mit Kathina treffen wollte.

Die groß gewachsene, schlanke Frau wartete schon auf sie. Mit eleganten Schritten lief sie am Ufer des Sees entlang, der sich inmitten der Wiese befand. Sonnenlicht, welches gerade durch die Wolkendecke brach, ließ ihre blonden Haare golden glänzen.

Sophi verzehrte sich nach ihrer wunderbaren Freundin. Schnell trat sie auf die Lichtung und machte sich bemerkbar. „Kathina!“

Mit einem Ruck drehte Kathina sich um. Zuerst zeigte sich ein sorgenvoller Ausdruck auf ihrem rundlichen Gesicht, als sie jedoch bemerkte, dass Sophi den Lärm erzeugt hatte, erschien ein Lächeln auf ihren Lippen und sie rannte mit weit ausholenden Schritten auf sie zu. Die Säume der

Trompetenärmel flatterten um ihre Handgelenke.

Kurz bevor sie sich in die Arme fielen, sah Sophi der jungen Frau in die Augen und versank in dem eisigen Blau. Arme umschlangen sie und lachend drehten sie sich. Irgendwann stolperten die beiden Frauen über eine Unebenheit am Boden und landeten im weichen Gras. Der blumige Geruch von Kathina drang Sophi in die Nase und tief sog sie den Duft ein. Ihre Kapuze hatte sich gelöst und blonde sowie schwarze Haare flogen umher und kitzelten sie im Gesicht.

Dann legten sie sich hin – Kathina unter Sophi. Wärme strahlte von den Körpern ab. Fast berührten sich ihre Nasen und Sophi versank erneut in den blauen Sternen ihrer Liebsten.

„Ich dachte schon, dass du dich nicht davonstehlen konntest“, hauchte Kathina. Ihre Nasenflügel bebten, ihr Atem strich an Sophis Wange entlang und sie spürte ihr Herz heftig schlagen, im Einklang mit der anderen Frau.

Die wenigen Stunden, in denen sie sich im Wald treffen konnten, waren ihre glück-

lichsten. Ohne diese würde sie das Leben mit ihrem Vater nicht aushalten. Sie wusste, dass Kathina ebenso empfand. Seit sie sich das erste Mal getroffen hatten, fühlten sie so. Wie ein Blitz hatte sie die Liebe damals getroffen und seitdem nicht mehr losgelassen. Inzwischen war das Band noch viel stärker geworden. Blind verstanden sie einander und spürten die Gefühle der jeweils anderen.

„Ich würde jede Gefängnismauer einreißen, nur um zu dir zu gelangen“, flüsterte Sophi. Sie drückte ihre fülligen Lippen auf die weichen von Kathina. Atemlos lösten sie sich einige Augenblicke später, blickten einander an und lächelten.

Sie rollte sich von der größeren Frau herunter, landete auf dem Rücken, fühlte das Gras unter sich, zog den betörenden Duft der Natur ein und blickte hinauf in den strahlend blauen Himmel.

Kathina griff ihre Hand und so lagen sie einige Zeit nebeneinander und genossen die Gegenwart der anderen.

Später setzten sie sich nah aneinandergekuschelt an den kleinen Bach, der den See speiste, tauschten sich über ihre Erlebnisse

der letzten Tage aus und fühlten sich tief verbunden und im Einklang miteinander.

Viel zu früh kam der Augenblick, in dem sie sich trennen mussten. Sie versprachen, dass sie sich in zwei Tagen erneut auf der Lichtung treffen würden. Mit einem Kuss verabschiedete Sophi sich, warf einen letzten, sehnsüchtigen Blick zu Kathina und trat den Heimweg nach Skampah zu ihrem Vater an.

Die kalte, dunkle Burg erwartete sie.

Viele Wochen zogen ins Land. Sophi und Kathina trafen sich weiterhin regelmäßig und erfreuten sich an ihrer gemeinsamen Liebe. Gelegentlich tauschten sie Briefe aus, wenn ihnen die Zeit zwischen den Treffen zu lang schien.

Eines Tages brachte einer der groben, bärtigen Krieger ihres Vaters Sophi die Nachricht, dass sie zu ihm auf den Turm der Burg steigen sollte. Er erwartete ihr Erscheinen sofort und ohne Verzögerung.

Unruhig lief sie zum Bergfried und stieg die ausgetretenen Stufen hinauf.

Vellemar stand oben an der Zinne. Einen Fuß stützte er auf ihr ab und wippte damit

vor und zurück. Die sehnigen Arme hatte er vor der kräftigen Brust verschränkt. Sein Blick schweifte über das Land.

Sophi trat neben ihn.

Unbehagliche Stille legte sich über Vater und Tochter. Die sanft geschwungenen Hügel mit ihren kleinen und großen Tannenzwäldern, die sie von hier oben so gern betrachtete, schenkten ihr heute keine Freude. Auch nicht das am Horizont aufragende Gebirge mit den weißen, schneebedeckten Kappen. Ein wunderschönes Farbenspiel betörte die Augen, wenn die Sonne schien. Himmelblau wurde zu Schneeweiß, welches in verschiedenen Grautönen in das Tannengrün der Wälder überging.

„Vater ...?“, murmelte Sophi. Nervosität ließ ihr Herz schneller schlagen. Normalerweise dröhnte die Stimme ihres Vaters laut und aggressiv. Stille kannte sie nicht – und wenn doch, fürchtete Sophi sie.

Er sah sie nicht an, als er ihr unverhofft mitteilte: „Du wirst verheiratet. In zwei Wochen findet deine Vermählung mit dem Geschlecht Hem statt. Der junge Rian wird dein Ehemann.“

Entsetzen erfasste sie. ›Nein, nein! Ich kann nicht an einen Mann gegeben werden. Was wird aus Kathina und mir?‹

„Aber Vater. Ich bin nicht ber...“, versuchte sie es ungeschickt zu verhindern. Wusste aber genau, dass er sich nicht erweichen lassen würde. Sie war für ihn nur von wert, weil er sie an jemanden verheiraten konnte, mit dem er sich verbünden wollte. Jemand, der ihn näher an seine Ziele brachte.

„In zwei Wochen! Jetzt geh und bereite dich darauf vor. Ich verbiete dir, noch einmal die Burg zu verlassen, bis du sie endgültig mit Rian verlässt.“ Härte, gleich der geballten Masse des Gebirges in der Ferne, tönte in dem kräftigen Bariton von Vellemar mit.

Da Sophi wusste, dass sie nichts weiter ausrichten konnte, fügte sie sich ihrem Schicksal und schlich die Treppe hinunter. Ihre Gedanken weilten bei Kathina. Was würde aus ihrer Liebe werden? Sie mussten sich noch einmal sehen! Konnten sie zusammen fliehen? Nein, aus den Ländereien ihres Vaters gab es kein Entkommen. Ebenso war es Kathina unmöglich, ihrer Familie

zu entkommen. Nur der Treffpunkt im Wald war bisher sicher gewesen.

Sie beschloss, ihrer Freundin einen Brief zu schicken, mit der Bitte, sich baldmöglichst zu treffen. Aus der Burg konnte sie einige Stunden ausbrechen. Sie war freundlich zu allen Dienern und Dienerinnen und diese halfen ihr sicherlich. Mit zittrigen Händen und Tränen in den Augen schrieb sie nieder, was sie bedrückte. Tropfen fielen auf das Papier und verschwammen mit der Tinte.

„Mein Vater hat mir ebenfalls erklärt, dass er mich verheiraten wird“, teilte Kathina Sophi mit.

Sie saßen zusammen an dem kleinen Bach und hielten sich an den Händen.

„Ich kann mit keinem Mann leben und getrennt von dir sein. Mein zukünftiger Ehemann ist ein alter Säufer, der mich in ein fensterloses Zimmer einsperren wird. Vielleicht werde ich nie wieder Gras unter meinen Füßen spüren.“ Angst und Schmerz sprachen aus Kathinas Stimme, ihren Augen und ihrer Haltung. Sophi spürte, wie Kathinas Hände sich in ihren verkrampften.

„Rian wird mich ebenfalls wegsperren. Ich werde nur dazu gut sein, ihm Nachkommen zu schenken“, murmelte Sophi. „Ich habe mich umgehört. Er ist ein Grobian, der seine Wut nicht unter Kontrolle hat. Zwar ist er jung, aber das führt nur dazu, dass ich eine Ewigkeit mit ihm vermählt sein werde.“

„Was können wir unternehmen?“ Kathina schluchzte. „Unseren Vätern können wir nicht entkommen. Es gibt keine Möglichkeit zu fliehen. Müssen wir uns unserem Schicksal fügen?“

„Ich möchte ... ich kann nicht von dir getrennt sein.“ Sophi drehte sich zu ihrer Freundin um, gleichzeitig mit Kathina.

Ihre Blicke trafen sich. Liebe lag in ihnen.

„Nein. Das kann ich ebenfalls nicht.“ Die Blauäugige hob ihre Hand und legte sie Sophi an die Wange. „Ich möchte nie mehr von dir getrennt sein.“ Zögerlich fügte sie hinzu: „Lass uns gemeinsam in Elgarias Reich eintreten und die Göttin bitten, dass sie uns zurück in die Welt entlässt ... zusammen, und dass wir uns wiederfinden.“

Angst durchflutete Sophi, sie griff die Finger von Kathina und drückte sie fest an ihre Wange. „Du meinst ..., dass wir unser Leben beenden sollen?“

„Gemeinsam!“, erklärte ihre Freundin jetzt bestimmt. „Ich kenne einen Kräutermann, der uns aus den Beeren des Rutenbast einen Sud herstellen kann, der, nachdem wir ihn trinken, den sofortigen schmerzlosen Tod herbeiführt.“

„Meinst du, dass Elgaria uns zusammen zurück nach Natlara schickt?“

Hoffnung keimte in Sophi auf. Damit würde sie ihrem Vater sowie der Hochzeit entkommen und sie konnte erneut mit ihrer Liebe vereint sein. Diesmal möglicherweise jederzeit und für immer. Das war den Versuch wert!

„Bevor ich von dir getrennt werde, greife ich nach diesem dünnen Halm, auch wenn er mich möglicherweise nicht vom Ertrinken rettet. Aber alles ist mir lieber, als in einer fernen Burg eingesperrt und von dir getrennt zu leben.“

Bestimmtheit sprach aus Kathinas Stimme, derer Sophi sich nicht erwehren

konnte. Deshalb liebte sie die wunderschöne blonde Frau.

„Geh zu dem Kräuterkundigen und besorge den Sud. Wir treffen uns in zwei Tagen hier und trinken ihn“, stimmte Sophi zu. „Jetzt muss ich zurück, sonst fällt auf, dass ich mich nicht in der Burg aufhalte.“

Sie küssten sich leidenschaftlich, hielten einander einige wundervolle Augenblicke fest und mit einem letzten Blick trennten sie sich.

Zwei lange Tage später trottete Sophi am Rand des Sees entlang und wartete auf ihre Freundin. Anspannung hatte sie erfasst. Auch wenn ihr Entschluss über den Freitod nicht ins Wanken geraten war, fürchtete sie sich davor. Würde sie Schmerz verspüren, nachdem sie den Sud getrunken hatte? Gab Elgaria ihnen die Chance, sich zu finden, und würde Kathina sie erneut so lieben wie jetzt? Unruhig knetete sie ihre Hände und wartete.

Endlich erschien die hochgewachsene Frau am Rand der Lichtung. Sie trug ein kleines Fläschchen in der Hand, in dem sich eine dunkelviolette Flüssigkeit befand. Ge-

schwind überwand sie die Strecke zu Sophi und schloss sie in die Arme.

Zu früh löste sie sich von ihr und sagte: „Hier, ich habe das Gift von dem Kräuterkundigen bekommen.“ Sie deutete auf das Gefäß. „Außerdem habe ich eine Dienerin Elgarias aufgesucht und sie über die Möglichkeit der Wiedergeburt ausgefragt. Sie hat mir erklärt, dass ihre Göttin diejenigen segnet, die in heiliger Erde bestattet sind. Das sollte unsere Chancen auf die gemeinsame Reinkarnation erhöhen.“

„Woher wissen wir, wo sich diese heilige Erde befindet?“, fragte Sophi. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass überhaupt ein Fleckchen Land meines Vaters geheiligt ist.“ Sie schnaubte. „Eher das Gegenteil.“

„Das ist ganz einfach.“ Kathinas Augen leuchteten, als sie berichtete, was sie erfahren hatte. „Angeblich soll ein Gespann mit weißen Ochsen zielsicher Elgarias Heiligtum ansteuern. Wir müssen nach unserem Tod nur auf diesen Karren gelegt werden. Die Tiere bringen uns anschließend zu dem Platz und dort müssen wir bestattet werden.“

„Wie sollen wir das schaffen?“ Ein Seufzer entfuhr Sophi. „Wir sind schließlich tot und haben niemanden, der uns auf den Karren legt. Vom Besitz des Gefährts ganz zu schweigen ...“

Ein Lächeln erschien auf Kathinas Lippen. „Keine Sorge. Darum habe ich mich auch gekümmert. Der Kräuterkundige hat eingewilligt, dass er unseren letzten Willen erfüllt. Ich habe alles in diesem Brief festgehalten und ihm erklärt, wo er uns finden wird.“ Ein Bogen Papier erschien in ihrer anderen Hand, welchen sie Sophi entgegenstreckte. Die las, was ihre Freundin geschrieben hatte, und nickte.

„Und du bist dir sicher, dass der Mann sein Wort halten wird?“

„Ja. Die Menschen von Skacha halten, was sie versprechen.“

Kathina klang so überzeugt, dass Sophi nun ebenfalls daran glaubte.

„Dann bleibt nur noch, dass wir den Sud trinken und Elgaria aufsuchen ...“ Ein Klumpen bildete sich in Sophis Magen. „Komm, wir setzen uns ans Wasser.“ Sie ergriff die Hand von Kathina und zog sie dorthin.

Beide ließen sich ins Gras sinken. Das Papier mit ihrem letzten Willen klemmte Sophi unter einem Stein ein, sodass es gut sichtbar neben ihren Körpern liegen würde und kein Wind es davonwehen konnte.

Sie nahmen sich bei den Händen, verbrachten einige Augenblicke in Stille und anschließend küssten sie sich ein letztes Mal innig.

Kathina öffnete das Fläschchen und blickte Sophi fragend an.

Die zögerte, dann nickte sie.

Ihre Freundin führte das Gefäß an ihre Lippen, trank, schluckte und reichte es weiter.

Auch Sophi hob es an den Mund, roch jedoch zuerst an der violetten Flüssigkeit und nippte anschließend daran. Es schmeckte süß und hatte eine beerige Note. Schnell, bevor sie es sich anders überlegen konnte, kippte sie den Rest hinunter.

Sie warteten. Sophi blickte in die ausladenden Zweige der Weide und beobachtete das Tanzen der Blätter im Wind.

Plötzlich verschwammen die Bewegungen und kurz darauf bemerkte sie einen

leichten Schwindel. Sie warf einen Blick zu Kathina.

Die wischte sich mit der freien Hand über die Augen, die Bewegung war merkwürdig un gelenkig.

„Ich glaube, ich muss mich hinlegen“, nuschelte sie und sank nach hinten.

Sophi ließ sich mitziehen.

Nebeneinander lagen sie im Gras, hielten die Hand der anderen fest umschlungen und blickten in den hellblauen, strahlenden Himmel.

„Ich fühle mich, als würde ich auf Wolken schweben“, murmelte Sophi. Sie versuchte, den Kopf zu Kathina zu drehen, schaffte es aber nicht. Die nächsten Worte musste sie aus ihrem Mund pressen. „Ich liebe dich. Wir sehen uns in Elgarias Reich.“

„Bis bald, Geliebte“, hörte sie undeutlich. Ihr Blick verschwamm, die Lider fühlten sich unglaublich schwer an und sie musste sie schließen. Kurz darauf verstummte zuerst ihr Herzschlag und nicht lange danach der von Kathina.

Gegen Abend erreichte der Kräuterkundige des Dorfes die kleine Lichtung im Wald. Ei-

nen der Ochsen lotste er an einem Strick durch die Bäume. Er wollte die Leichen der beiden Frauen auf dessen Rücken binden und dann zum Wagen befördern.

Dabei grübelte er über eine Vision, die er vor langer Zeit gehabt hatte.

Diese zeigte ihm eine Frau, welche ihn um Hilfe bat. Elgaria war ebenfalls in der Vision erschienen – groß, mächtig und furchteinflößend. Die Göttin erklärte ihm, dass er der Dame unbedingt helfen musste. Zwei weiße Ochsen würden benötigt, um sie in ihr Reich zu begleiten. Anfangs hatte er es als Halluzination abgetan, da er zu dem Zeitpunkt einige getrocknete ›Gelbfilzige Steinknappen‹ gegessen hatte. Er wusste, dass diese ihm Trugbilder und Erscheinungen bescherten, aber er hatte auch gehört, dass sie Zugang zum Reich der Götter gewährten. Deshalb hatte er sich irgendwann doch dazu entschieden, die weißen Ochsen zu kaufen.

Seitdem leisteten ihm die Tiere gute Dienste. Dass wirklich einmal eine Frau bei ihm erscheinen würde, daran hatte er nicht mehr gedacht, bis die groß gewachsene Blonde in seinem Laden auftauchte und ihn

um Hilfe bat. Anscheinend steckte in der Vision ein Fetzen Wahrheit. Elgaria hatte ihm ebenfalls versprochen, dass ihm nichts Böses widerfahren würde. Nur deshalb half er Kathina, denn er fürchtete sich, so wie alle Einwohner, vor den Raubrittern.

Als er aus dem Wald auf die freie Fläche trat, blieb er verwundert stehen. Unzählige Vögel, Rehe, Wiesel, Wildkatzen, Stachelfrösche und jede Menge anderer Wald- und Wasserbewohner hatten sich um die beiden Damen versammelt. Sie saßen um sie aufgereiht und machten keine Anstalten zu flüchten. Nicht vor ihm und dem Ochsen, oder ihren Fressfeinden, welche zusammen mit ihnen warteten. Alle lagen, standen oder hockten herum und bewegten sich nicht, als wären sie von Elgaria gesandt, über die jungen Frauen zu wachen. Auch nachdem der Kräuterkundige sich den Leichen näherte, änderten sie ihre Haltung nicht.

Die beiden jungen Frauen lagen friedlich nebeneinander, hielten sich an der Hand und sahen aus, als würden sie schlafen. Der Kräuterkundige spürte eine Harmonie, welche er noch nie erfahren hatte.

Ehrfürchtig hob er zuerst die Blonde an, legte sie sanft auf den Rücken seines Ochsens und anschließend kümmerte er sich um die Schwarzhaarige.

Die Waldbewohner sahen ihm stumm zu, als würde er die Naturgöttin selbst für ihre letzte Ruhe zurechtmachen.

Vorsichtig führte er sein Tier zurück zum Rand der Lichtung. Dort drehte er sich um und bemerkte, dass er immer noch beobachtet wurde.

›Vielleicht liegt es an einer Art reiner Magie, die den beiden Frauen innewohnt, dachte der Mann, lenkte den Ochsen in den Wald und die Tiere zerstreuten sich.

Am Karren angekommen, legte er die Leichen auf die Ladefläche, schirrte den Ochsen an und schnalzte mit der Zunge.

Langsam und stolz setzten die beiden weißen Tiere einen Fuß vor den anderen und zogen den Wagen einige Zeit über Straßen, Wiesen, durch kleine Wäldchen und über Stock und Stein.

Der Kräuterkundige marschierte hinterher und folgte dem Gefährt die ganze Nacht.

Am nächsten Morgen blieben die Ochsen an einer Gruppe von drei Bäumen stehen, schnaubten und fingen an zu grasen.

›Das ist wohl mein Ziel. Der von Elgaria geheiligte Boden‹, dachte der Mann, griff sich seine Schaufel und hob ein Grab für die jungen Frauen aus. Anschließend legte er sie sanft hinein. Nebeneinander und Hand in Hand. Nachdem er sie mit Erde bedeckt hatte, sprach er das gängige Totengebet für sie. Angepasst auf ihren Wunsch der Wiedergeburt.

„O Elemente, erfüllt den Toten ihren letzten Wunsch und lasst sie erneut auf Natlara wandeln. Gemeinsam.

Wodasch schenke ihnen Frieden.

Odem schenke ihnen eine klare Wahl.

Tarre schenke ihnen deine Weitsicht.

Lutum schenke ihnen deine Wärme.

Elgaria schenke ihnen deine Güte.

Mögt ihr hier auf Natlara erneut vereint werden.“

Er hoffte für die beiden, dass sie das fanden, was sie suchten, und glücklich wurden.

Wochen später besuchte er die Stelle erneut und zu seinem Erstaunen erwarteten

ihn unzählige, farbenprächtige Blumen auf dem Grab. Schmetterlinge, andere Insekten und Vögel flatterten durch die Luft. Eine tiefe Ruhe und ein greifbarer Friede hatten sich der Umgebung bemächtigt.

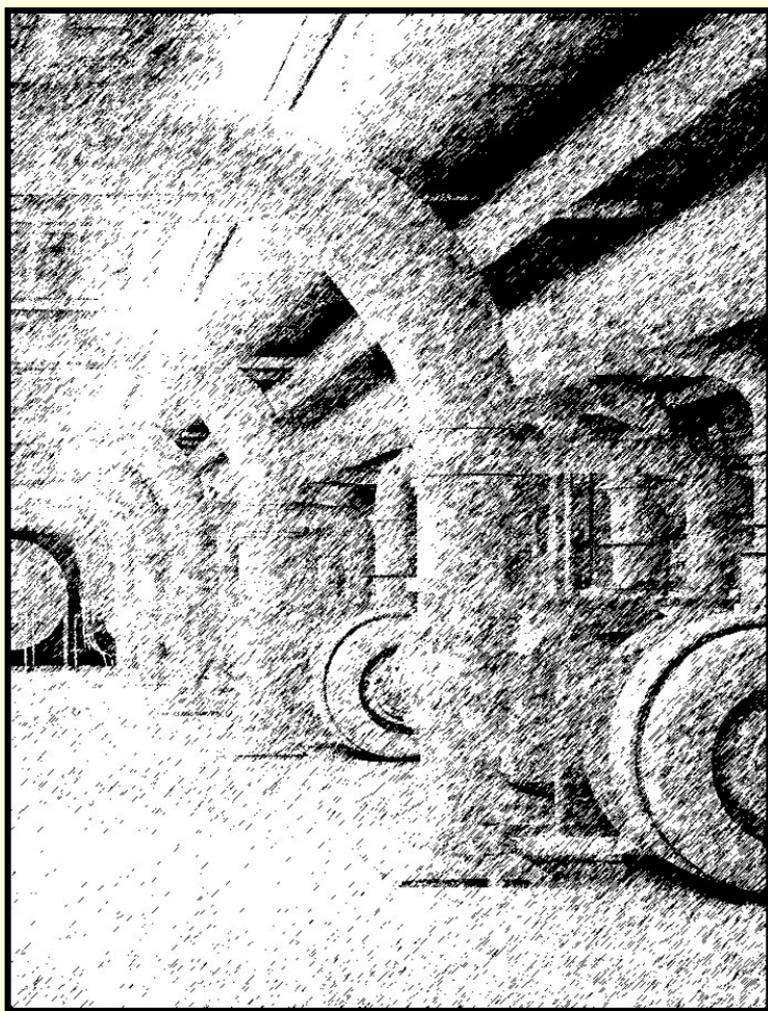
Dem Kräuterkundigen kamen Freudenstränen und er schwor sich, die Geschichte der beiden Liebenden zu erzählen, damit sie nicht in Vergessenheit geraten würden.

... Seitdem pilgern unglücklich Verliebte und Verzweifelte zu dem Platz mit den drei Bäumen im Südwesten von Tangrintanien und erbeten sich von der Göttin Elgaria Rat. Ruhe und Frieden liegen bis heute über dem kleinen Fleckchen Land und ziehen alle Geschöpfe Natlaras an. Allen Liebenden, so spricht der Volksmund, wird dort geholfen.

Homepage: www.florian-frankhauser.de

Facebook-Seiten: Autor – Florian Frankhauser

Instagram: [florianfrankhauser](https://www.instagram.com/florianfrankhauser)



DIE FEIER

Erzählung

Christian Knieps

Im Pentaversum, oder kurz: die Penta, wie die menschlichen Abbilder ihre virtuelle Lebenswelt nannten, drohte ein massenhaftes Chaos. Bei der letzten, groß angelegten Feier, bei der die menschlichen Abbilder zusammen ein Ereignis zelebrierten, mussten die Pentalisten am Ende den Tod von über zwanzig Prozent der Gehirne verzeichnen, die mit der Penta verbunden gewesen waren. Es hatte aufgrund der Vielzahl an Eindrücken und der Dauerbelastung durch die Feierlichkeiten einen massiven Overload und dann einen schmerzvollen Overkill ge-

geben, der die Leistungsfähigkeit der Penta über einen langen Zeitraum deutlich nach unten zog. So wurde über das Ereignis in den Annalen der Pentalistischen Bibliothek berichtet.

Dieses Mal jedoch waren die Pentalisten besser vorbereitet; ihr Plan war es, die menschlichen Abbilder in kleineren Gruppen an unterschiedlichen Orten der Penta miteinander feiern zu lassen, um so zu verhindern, dass sich große Gruppen in einen Abwärtsstrudel der Reize hineinempfinden konnten. Obwohl die letzte große Feierlichkeit mit den vielen abgestorbenen Gehirnen schon mehr als zehn Jahre vorbei war, spürte man immer noch die verminderte Leistungsfähigkeit, die mit dem Absterben einherging. Da die Erhöhung der Produktion menschlicher Körper und ihrer Gehirne keine allzu leichte Sache war, musste ein groß angelegtes Programm aufgesetzt werden, um vor allem die Trainingsressourcen für die Gehirne der Neugeborenen bereitzustellen. Über die letzten Jahrzehnte hatte sich herausgestellt, dass die Zeit, bis ein menschliches Gehirn ab Geburt seine volle Leistungsfähigkeit für die Penta einsetzen

konnte, immer weiter hinausgeschoben wurde, da die Inhalte, die vermittelt und gelernt werden mussten, stärker anwuchsen, als die Vermittlung zeitgleich komprimiert werden konnte. Inzwischen schätzten die Pentalisten, dass die Gehirne knappe fünfundzwanzig Jahre lernen mussten, ehe sie der Penta hilfreich sein konnten.

Speziell dafür ausgebildete Lehrroboter sorgten dafür, dass das Wissen in allen Bereichen der Wissenschaften vollständig zur Nutzung vermittelt wurde.

JA643B wachte eines wolkenbehangenen Morgens auf und prüfte zunächst einmal die Klima- und Wetterdaten, um zu entscheiden, welchen Anzug er an diesem Tag tragen musste. Er würde an diesem Tag den mittelschwer absorbierenden Komplettanzug tragen müssen, da die Feinstaub- wie auch die Kohlendioxidkonzentration in der Luft zu stark toxisch wirkte, wenn er nur den leichten Anzug ohne vollständige Bedeckung der Gesichtsschleimhäute tragen würde. Da sie alle gelernt hatten, dass das Überleben jedes einzelnen Menschen ein hohes Gut für die Oberen Pentalisten dar-

stellte, war auch JA643B darauf trainiert, seine Vitalzeichen im grünen Bereich zu halten. Einige vorgeschriebene Kniebeugen machend, dachte er über die Ziele des Tages nach, ging danach ins Badezimmer und ließ seinen Körper von dem Screener in der Ecke durchleuchten; nach kurzer Zeit entdeckte das Gerät einen leichten Kaliummangel und gab diese Informationen zum Essenszubereiter für den Tag weiter. JA643B mochte nichts weniger als Kaliummangel, denn an solchen Tagen gab es zumeist einen Brei, der so sehr am Gaumen klebte, dass man seine Zunge beim Schlucken – oder eher: beim Würgen – kaum spürte.

Doch all das schien an dem heutigen Tag eine untergeordnete Rolle zu spielen – denn als Unterer Gehirnpentalist war er dafür verantwortlich, dass seine 2.500 Gehirne heute unbeschadet den Tag überstanden. Bei eben jener letzten großen Feierlichkeit, bei der so viele Gehirne gestorben waren, hatte er gespürt, dass etwas Problematisches passieren konnte, und als einer der wenigen Verantwortlichen frühzeitig Notfallprozeduren eingeleitet, die dazu führten, dass von den 125 Gehirnen, für die

er damals verantwortlich war, nur eins aufgegeben werden musste. Damals hatte er eine Belobigung durch die Oberen Pentaklanten erhalten, die er in seiner jugendlichen Verschwendungssucht mit einer unspektakulären Reise in die Nachbarstadt vergeudet hatte. Zugleich diente diese Belobigung aber auch seinem Aufstieg, denn seither wuchs die Anzahl der Gehirne, für die er verantwortlich war, beständig an, was keine Normalität in der Penta war.

JA643B frühstückte seinen erwarteten Kaliumbrei, widerstand mehrfach dem aufwallenden Brechreiz, zog sich seinen mittelschwer geschützten Ganzkörperanzug an und gab seiner Wohnung alle notwendigen Aufträge, in seiner Abwesenheit für Ordnung und Sauberkeit zu sorgen – denn nichts wirkte schädlicher in dieser Welt als ein kontaminierter Wohnraum. Er verließ das Hochhaus, in dem er im 25. Stock von über 120 Stockwerken wohnte, und trat unter eine Überdachung, die die Fußgänger von den schwebenden Flugzeugen abschirmte. JA643B ging ein paar Schritte zur nächsten Station, wo er die Ebenen wech-

seln konnte, sobald ein Flugtaxi über ihm war. Es vergingen weniger als dreißig Sekunden, ehe eines der Flugtaxis über ihm war und er an Bord gehen konnte.

Das Flugtaxi brachte ihn zum Kontrollcenter der Gehirne, das im Kölner Süden gelegen war – im uralten Regierungsbezirk, den JA643B nicht mochte und zudem nicht verstand, warum die Oberen Pentalisten den alten Stadtteil Bonn nicht plattmachten und neu bauten – wofür diese Nostalgie? Das passte alles nicht zu den übrigen Strategien der Oberen Pentalisten und führte regelmäßig dazu, dass einer der unteren Ränge aus dem Bonner Zentrum um die Versetzung in eines der High-Tech-Zentren im Kölner Westen ersuchte; doch JA643B hatte so eine Ahnung, dass ein solches Gesuch nicht positiv aufgenommen wurde, daher schob er die Gedanken stets weg und machte seine Arbeit, die an diesem Tag besonders herausfordernd werden würde. Die Oberen Pentalisten hatten sich zwar den Plan ausgedacht, dass die menschlichen Abbilder in der Penta möglichst in Kleingruppen das Willkommen des neuen, zweiundzwanzigsten Jahrhunderts feiern soll-

ten, doch JA643B hatte in seiner Mannschaft bereits vernommen, dass die einzelnen Gruppen Pläne schmiedeten, wie sie dennoch zusammen feiern konnten.

Bei 2.500 Gehirnen lag die Wahrscheinlichkeit für einen Overkill bei einer gemeinsamen Feier schon bei achtzehn Prozent – für mehr als fünfzig Prozent der Gehirne. Die Verlustrate, die akzeptiert wurde, war mit weniger als zwei Prozent angegeben worden, was bei ihm maximal fünfzig Gehirne bedeutete. Das konnte auch bei einer kleinen, unvorhergesehenen Massenpanik passieren, sodass JA643B auf jeden Fall den Zusammenschluss der Gruppen vermeiden musste – das war das einzige Ziel des Tages. Der Rest würde passieren, wie es passieren würde, doch der Zusammenschluss durfte nicht geschehen – niemals!

Nach einem kurzen Flug zum Zentrum für Gehirnarbeit, Arbeitsstelle Bonn, stieg JA643B aus dem Flugcopter aus und ließ sich mittels AMR zu seiner Arbeitsstelle bringen. Dort angekommen, connectete er sich mit der Software zur Steuerung der Arbeits- und Denklast der Gehirne und sah, dass seine Grundeinstellung funktioniert

hatte, denn er hatte vorgesehen, dass die Gehirne und damit ihre menschlichen Abbilder nur einfache Tätigkeiten an diesem Morgen machen sollten. Das würde ihm zwar einen gehörigen Dip in der Leistungskurve nach unten einbringen, aber an diesem Feiertag war die Leistung nicht im Hauptfokus der Oberen Pentalisten – das ahnte er. Alles schien perfekt vorbereitet zu sein, doch in ihm arbeitete etwas, das er noch nicht beschreiben konnte: ein diffuses Gefühl von etwas, das über den Gruppen lag, und er fragte sich, ob es an ihm oder an einem tatsächlichen Thema lag, denn in den Zahlen konnte er keine Anomalie feststellen – im Gegenteil, es war zu (!) ruhig!

Um diesem Gefühl nachzugehen, musste sich JA643B in die Penta einklinken. Da dieses Vorgehen, sich als Unterer Gehirnpentalist in die Penta einzuloggen, nur dann erlaubt war, wenn es einen begründeten Verdacht auf etwas strukturell Problematisches gab, ging er damit ein größeres Risiko ein. Auch die menschlichen Abbilder in der Penta schienen überrascht, ihren Befehlshabenden in der Penta zu sehen, und reagier-

ten entsprechend mit einer hohen Irritationsenergie. JA643B hatte das schon einmal gemacht, ganz zu Beginn seiner Karriere, und mit seinem proaktiven Eingreifen einen Aufruhr bereits im Entstehen beendet – und dennoch einen Rüffel kassiert; dieses Mal jedoch hatte er es nicht mit nur 125, sondern mit der zwanzigfachen Menge an Gehirnen zu tun. Kaum dass die durch die anstehenden Feierlichkeiten und die geringe Auslastung am Morgen erhöhten Denkstrukturen erkannten, welche Chance sich ihnen bot, nahmen sie JA643B als Geisel und drohten, den Unteren Gehirnpentalisten in der Penta zu quasiliquidieren, und hofften auf eine Freilassung ihrer menschlichen Abbilder aus der Penta, doch die Oberen Pentalisten ließen sich auf kein Spiel ein und schlossen kurzerhand die Bonner Einrichtung. Unter dem Deckmantel der Feierlichkeiten ließen sie in einer konzertierten Aktion mehrere tausend Gehirne sterben und verlegten nur einige wenige hochproduktive Exemplare in die Zentren im Kölner Westen.

Im Nachgang zu den Feierlichkeiten ging ein Kommuniqué an alle Verantwortlichen für Gehirnaktivitäten: Revolten unter den menschlichen Abbildern müssen zu jeder Zeit niedergeschlagen werden, koste es, was es wolle! Kein Gehirn ist es wert, die Kontrolle aufzugeben. Kontrolle ist alles!



STILLE KOMPOSITION IN DREI SÄTZEN

Lyrik

Andreas Müller

Harvard Universität, neunundzwanzigster
August,
neunzehnhundertzweiundfünfzig.

Ein schalldichter, echofreier Raum.

4'33, kompositorische ready-made performance,
das Konzept der *weißen Bilder* als Ton.

David Tudor, der Pianist,
stellt John Cages Partitur auf den Notenständer,
lockert seine Schultern und schließt den
Klavierdeckel.

Dem ersten Satz folgt der zweite,
dann der dritte.

Tudor schlägt keine der achtundachtzig Tasten
an.

Tacet
für I, II und III.

Interpret wird das Publikum,
Zuhörer
der Pianist.

Eine Symphonie aus Herzschlägen und Atmung
entfaltet sich im Raum.

Irritiertes Flüstern jetzt
in dem nicht-systematischen Operationen
ausgesetzten Auditorium.

Schritte
in Richtung Ausgang.

Das Ohr ist zehn Augen wert.
Alles Gehörte fordert eine Antwort.
Stille ist eine Note in sich.

David Tudor beendet die Vorstellung,
indem er den Klavierdeckel öffnet.



FRAGMENTE DER ERINNERUNG

Eine Kurzgeschichte in Briefform

Dario Schrittweise

5. 7. 2031

Meine liebe Fernanda,

endlich finde ich Zeit, dir zu schreiben. Ich bin schon mehr als sieben Monate in dieser Einrichtung, meine Gedächtnislücken und Bewusstseinsintrübungen werden im-

mer weniger. Am besten gefällt mir die Lage. Die Insel ist idyllisch und das Anwesen luxuriös. Internet und Smartphones sind hier untersagt, doch mein neuer Freund Art bringt meine Briefe zur Post, bis ich wieder laufen kann. Der Chefarzt hat mir gesagt, dass ich den Rollstuhl in spätestens fünf Wochen nicht mehr brauche.

Die anderen Patienten sind freundlich und wir unternehmen viel gemeinsam. Stell dir vor, gestern waren wir an einem weißen Sandstrand. Er sah aus wie auf einer Postkarte. Nur du fehlst!

In ewiger Liebe
dein Grimaldo

9. 7. 2031

Lieber Herr Esposito,

ich freue mich, dass Sie sich gut eingelebt haben, nur Ihr lückenhaftes Gedächtnis macht mir immer noch Sorgen. Sie haben mich gebeten, stets ehrlich zu sein, daher muss ich etwas richtigstellen: Ich bin nicht

Ihre Lebenspartnerin, sondern seit drei Jahren Ihre Therapeutin. Nach dem Unfall haben die Ärzte und ich Sie in die Klinik von Professor Sterling bringen müssen. Sein besonderes Projekt hilft Patienten wie Ihnen. Der Professor wird weiter unsere Briefe weiterleiten. Ich freue mich, wieder von Ihnen zu lesen.

Weiterhin gute Genesung
Dr. Fernanda Summers

2. 8. 2031

Lieber Herr Esposito,

warum antworten Sie nicht? Haben meine Worte Sie verletzt? Bitte schreiben Sie mir.

Freundlich grüßt Sie
Dr. Fernanda Summers

6. 8. 2031

Liebe Frau Dr. Summers,

nein, Ihr Brief hat mich nicht verletzt. Ihre offenen Worte haben mir geholfen, mich zu erinnern. Danke dafür. Mir ist wieder eingefallen, warum ich in dieser Einrichtung bin. Die Bruchstücke der Erinnerung kehren zurück: Der schreckliche Unfall, die vielen Verletzten und Toten.

Jetzt weiß ich auch wieder, wer Sie sind. Ich habe nur ein Foto mit Ihrer Adresse bei mir entdeckt und Sie für meine Freundin gehalten. Mein Gedächtnis spielt mir weiter Streiche.

Alle sind sehr freundlich, doch es ist zu schön, um wahr zu sein. Das Wetter ist stets sonnig und das Klinikpersonal ist immer gleich und zu gut gelaunt. Und was ich das für ein Projekt? Niemand gibt mir eine vernünftige Antwort.

Allerbeste Grüße
Grimaldo Esposito

7. 8. 2031

Lieber Herr Esposito,

ich habe mit der Wahrheit gewartet, um Ihnen den Schock zu ersparen. Beim Auto-unfall haben nur Sie überlebt, aber schwerstverletzt. Dann haben wir Sie an Professor Sterling überwiesen, der ein experimentelles Projekt leitet.

Sterling hat Ihr komplettes Gedächtnis in eine virtuelle Realität hochgeladen und Ihren Körper in ein künstliches Koma versetzt.

Verzeihen Sie mir, dass ich Ihnen keine erfreulichere Antwort geben kann. Hoffentlich werden Sie auf der Insel glücklich.

Ich wünsche Ihnen alles Glück der beiden Welten, bitte passen Sie auf sich auf.

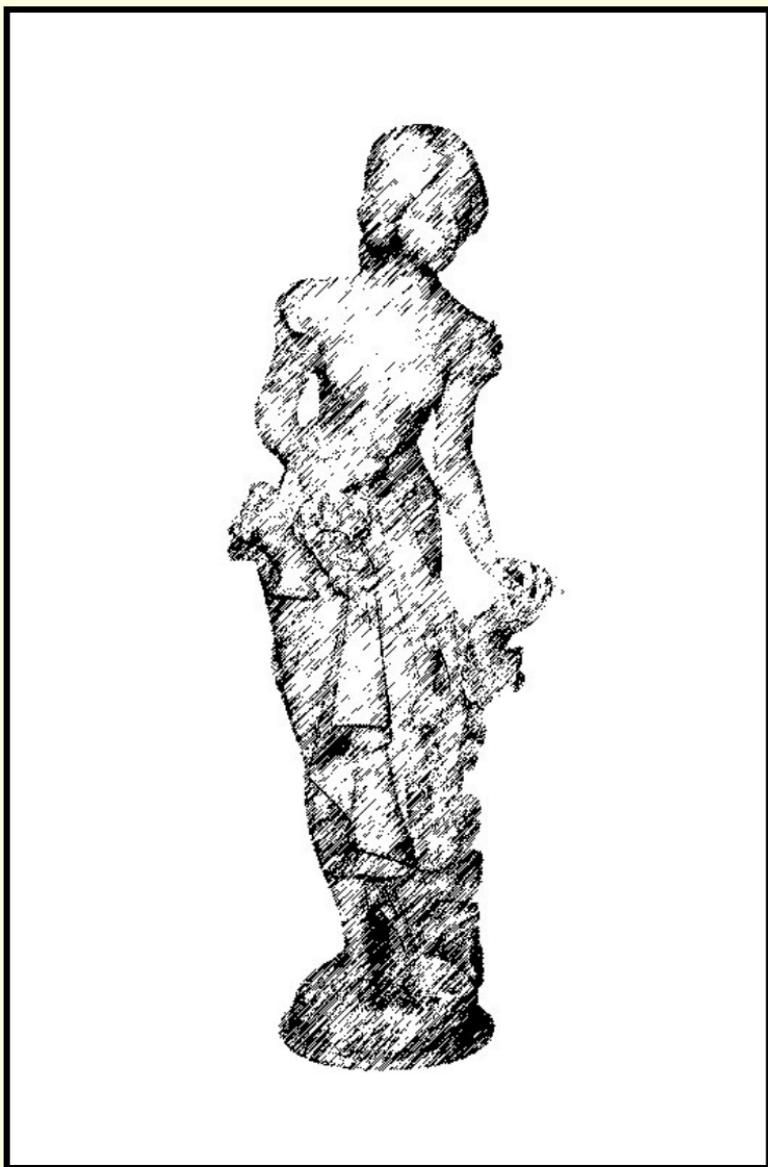
Alles Gute

Dr. Fernanda Summers

Kurzvita

Dario Schrittweise, Jahrgang 1980,
lebt und arbeitet in Nürnberg. Der Au-

tor und Blogger verfasst Erzählungen, Kurzgeschichten und lyrische Texte. Am 22.03.24 ist sein Erzählband „Kaleidoskopische Welten“ erschienen. Die Prosasammlung ist sein Erstlingswerk. In seinem Blog „dario-schrittweise.org“ veröffentlicht er Erzählungen, Kurzgeschichten sowie Kunst- und Reisebeiträge etc. Seine Kurzgeschichten sind in verschiedenen Anthologien und Literaturzeitschriften erschienen.



EINTRÄGLICHER ABERGLAUBEN

„Supersticiones“

Übersetzt von Marion Kaufmann

Erzählung

Fernando Sorrentino

Ich lebe von dem Aberglauben anderer. Viel verdiene ich nicht, und die Arbeit ist ziemlich schwer.

Meine erste Anstellung war in einer Fabrik, wo Sodawasser in Siphonflaschen abgefüllt wurde. Der Chef glaubte, aus unerklärlichen Gründen, dass sich in einer der Tau-

senden Siphonflaschen (ja, aber in welcher?) die Atombombe befand. Er glaubte auch, dass die Anwesenheit eines Menschen genügen würde, um zu verhindern, dass sich diese schreckliche Energie befreite. Wir waren mehrere Angestellte, einer für jeden Lastwagen. Meine Arbeit bestand darin, dass ich täglich während sechs Stunden – so lange dauerte die Auslieferung – auf der ungleichmäßigen Oberfläche der Siphons sitzen mußte. Eine harte Arbeit: der Lastwagen holperte über die Straßen; der Sitz war unbequem und schmerzte; die Fahrt, langweilig; die Fahrer, ordinäre Kerle; mehrmals explodierte ein Siphon (nicht der mit der Bombe) und ich erlitt leichte Verletzungen. Schließlich hatte ich es satt und kündigte. Der Chef nahm schnell einen anderen Mann, der einzig und allein mit seiner Anwesenheit, die Explosion der Atombombe verhindern würde.

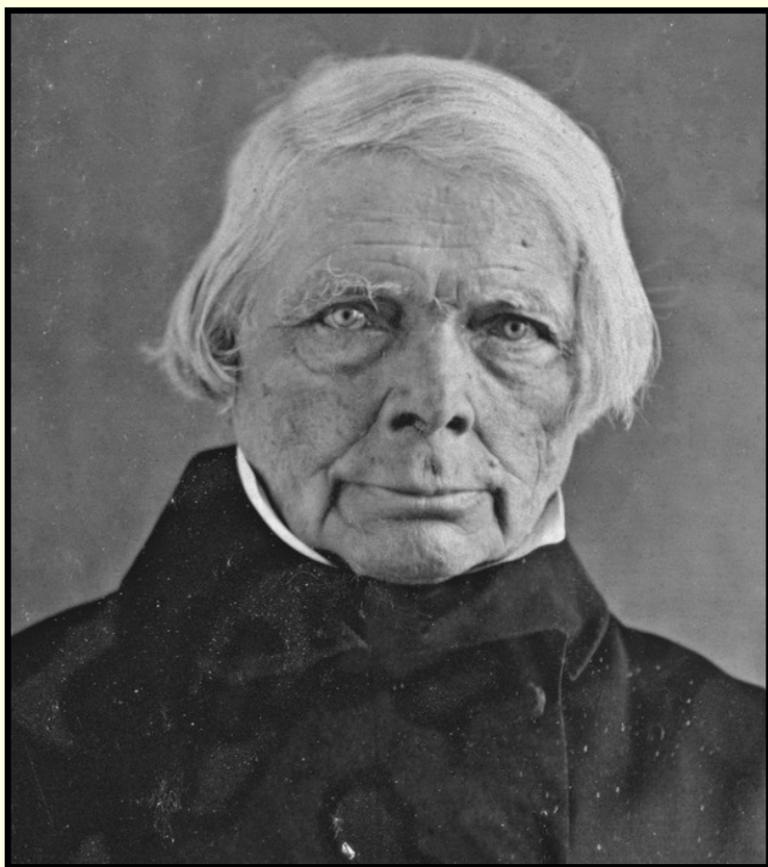
Gleich danach erfuhr ich, dass ein lediges Fräulein im Belgrano Viertel ein Schildkrötenpaar besaß und aus unerklärlichen Gründen glaubte, dass eine (ja, aber welche?) der Teufel in der Gestalt einer Schildkröte sei. Da das schwarz gekleidete, den

Rosenkranz betende Fräulein nicht ständig auf sie aufpassen konnte, hat sich mich für die Nachtwache engagiert. „Wie jeder weiß“, erklärte sie mir, „ist eine dieser Schildkröten der Teufel. Wenn Sie sehen, dass an einer von ihnen zwei Drachenflügel wachsen, müssen Sie es mir sofort sagen, denn diese ist zweifellos der Teufel. Wir machen dann ein Feuer und verbrennen sie lebendigen Leibes, damit der Schlechtigkeit auf der Welt ein Ende gesetzt wird“. Die ersten Nächte blieb ich wach und beobachtete die Schildkröten: was sind das doch für dumme und ungraziöse Tiere. Dann kam mir meine Wachsamkeit sinnlos vor und kaum hatte sich die alte Jungfer hingelegt, wickelte ich eine Decke um meine Beine, kuschelte mich in einen Gartenstuhl und schlief die ganze Nacht durch. Ich konnte also nie herausfinden, welche der beiden Schildkröten der Teufel war. Ich sagte daher dem Fräulein, dass ich die Arbeit aufgeben wollte, denn die schlaflosen Nächte bekämen mir nicht.

Ich hatte nämlich außerdem erfahren, dass es im Vorort San Isidro, auf einer Anhöhe, ein ganz altes Haus gab, und in dem

Haus eine Statue, die ein süßes, junges, französisches Mädchen von Ende des 19. Jahrhunderts darstellte. Die Besitzer – ein altes, graues Paar – glaubten aus unerklärlichen Gründen, dass das Mädchen an Liebeskummer und Traurigkeit litt war und bald sterben würde, wenn es keinen Mann bekäme. Man wies mir ein Gehalt zu und ich wurde der Bräutigam der Skulptur. Ich begann, sie zu besuchen. Die Alten lassen uns allein, aber ich habe den Verdacht, dass sie uns heimlich beobachten. Das Mädchen empfängt mich in dem tristen Salon, wir setzen uns auf ein abgenutztes Sofa, ich bringe ihr Blumen, Konfekt oder Bücher mit, ich schreibe ihr Gedichte oder Briefe, sie spielt matt Klavier, schaut mich sanft an, ich nenne sie *Liebling*, küsse sie heimlich, manchmal gehe ich etwas weiter als es der Anstand und die Unerfahrenheit eines Mädchens von Ende des 19. Jahrhunderts erlauben. Giselle liebt mich auch, sie senkt die Augen, seufzt leise und sagt: „Wann werden wir heiraten?“ „Bald“, antworte ich, „ich spare Geld“. Ja, aber das Datum rückt in die Ferne, denn viel kann ich für unsere Hochzeit nicht sparen: wie ich schon

sagte, man verdient nicht viel wenn man
von dem Aberglauben anderer lebt.



Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854)

GLEICHGEWICHT (SCHELLING) Einstein 128 Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: Werke 6. Von der Weltseele. Frommann-Holzboog, Stuttgart 2000. Zitiert als „Weltseele“.

Nach der Einstein'schen Überlegung geht die Gravitation (Schwerkrafts-Anziehung) auf die Krümmung des Raumes zurück. Demnach ergibt eine rein geometrische Auffassung den Grund dafür an, daß nahe-

zu ein jeder Körper zu jedem anderen sich hingezogen fühlt – oder stürzt. Kann das sein, daß man die allgemeingültige Anziehung rein geometrisch erklärt?

Und welches Verhältnis weist eigentlich die Anziehung – sagen wir von Frau und Mann – in dieser Hinsicht auf? Sie, Frau und Mann, sie ziehen sich doch an! Hat das irgend etwas mit der geometrischen Krümmung des Raumes zu tun? Wohl kaum!

Hören wir hierzu Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775 – 1854):

„Es ist von jeher der Ehrgeiz der Philosophen und Physiker gewesen, den Zusammenhang zu erforschen, in welchem die chemische Anziehung der Körper mit der allgemeinen Anziehung steht. Man muß behaupten, daß beyde Anziehungen unter demselben ursprünglichen Gesetz stehen, diesem nämlich, daß die Materie überhaupt ihre Existenz im Raume durch ein kontinuierliches Bestreben nach Gleichgewicht offenbare, ohne welches alle Stoffe einer Zerstreung ins Unendliche

ausgesetzt wären. Was die chemische Anziehung von der allgemeinen unterscheidet, ist nur die eigenthümliche Sphäre, in welche die Körper, zwischen denen sie statt findet, durch besondere Naturoperationen gleichsam erhoben, und dadurch den Gesetzen der allgemeinen Schwere entzogen werden. Alle Körper, insofern ihre Kräfte ein relatives Gleichgewicht erreicht haben, gehören dem allgemeinen System der Schwere an. Dadurch, daß zween Körper einer im andern das Gleichgewicht der Körper stören, nehmen sie sich wechselseitig aus diesem allgemeinen System hinweg. Jede zween Körper, die mit einander in chemischer Wechselwirkung stehen, bilden von dem ersten Augenblick ihrer Wechselwirkung an ein besonderes, eigenes, und für sich bestehendes System, und kehren erst, nachdem sie sich wechselseitig auf ein gemeinschaftliches Moment der Kraft reducirt haben, unter das Gesetz der allgemeinen Schwere zurück.“ (Schelling: Weltseele, S. 126)

Also, jeder Körper – ganz unabhängig von der Raumkrümmung – zieht jeden Körper an. Schelling sagt dazu, daß sie ein „Gleichgewicht“ anstreben. Die massenhafte Anziehung kann mit den Gesetzen Newtons sogar berechnet werden. Dabei gibt es aber – chemisch gesehen – Ausnahmen oder andere Verhältnisse. Man denke nur an den Magneten und seine Beziehung zum Eisen. Diese Ausnahmen sind chemisch bedingt, sie widersprechen keineswegs dem allgemeinen Grundsatz, daß alles alles anzieht. Alles im Universum ist demnach mit allem verbunden. Weist folglich auch Ähnlichkeit auf. Sonst könnte es sich nicht wechselseitig erkennen. Und die gegenseitige Anziehung würde nicht funktionieren. Diese wechselseitige Ähnlichkeit legt nahe, alles stammt letztlich aus ein und derselben Quelle, und diese ist Gott.

Nochmals: Gravitation (Schwerkraft) bedeutet, daß, abgesehen von allen chemischen Modifikationen, jeder Körper und jede seinsmäßige Sache „erkennt“ jede andere, und sie ziehen sich darum gegenseitig an. Mithin weisen alle Dinge eine enge Verwandtschaft auf, denn sie stammen aus

derselben Quelle (Gottes). Gäbe es etwas völlig Fremdes im Kosmos, so würde sich dieses Fremde allem Herkömmlichen widersetzen.

Indes, woher sollte etwas kommen oder wie sollte es sich begründen, welches nicht zum Kosmos gehörte? Im Kosmos gehört alles zum Kosmos, außerhalb desselben gibt es nichts, denn es gibt kein außerhalb des Kosmos.

Könnte man so „dunkle Materie“ als grundlegenden Fremdkörper betrachten? Eher schwerlich, denn um sich zu widersetzen, müßte ja auch der vereinzelt unterstellte Einzelgänger das Normalmaß ja erst erkennen. Abstoßung oder Rückzug von etwas setzt voraus, daß man das andere, von dem es sich abzusetzen gilt, erkennt. Im Erkennen aber liegt – bei allen unterstellten Unterschieden – auch wieder ein gemeinsamer Zug. Worin besteht diese gemeinsame Verbindung? Im Sein und im Auftrag, der dem Sein als Seiendem erteilt wird. Wer erteilt einen Auftrag alleine dadurch, daß etwas ist? Gott nämlich, alle verbindend. Wozu dieser Auftrag? Der beo-

bachtete Widerstreit dient der Entwicklung der Kräfte.

Verwandtschaft und Anziehung, sie hängen aufs engste miteinander zusammen (folgendes Zitat stammt aus den „Erklärenden Anmerkungen“ des zitierten Buches):

„... Gehler, J.: ‚Physikalisches Wörterbuch.‘ Teil 4. 1791. ... S. 481: ‚Newton selbst scheint geneigt, die Anziehung bey dem Berühren von der Gravitation ganz zu unterscheiden. Auf die Vermuthung eines solchen wesentlichen Unterschieds leitet auch schon der Umstand, daß sich die Gravitation bloß nach der Menge der Masse, die Verwandtschaft hingegen nach der innern Beschaffenheit der Grundstoffe richtet, wiewohl dieser Umstand auch seinen Grund bloß in der Form, Dichtigkeit etc. der kleinsten Theile haben könnte. Auf diesen letztern Gedanken hat unter andern Herr le Sage sein Lehrgebäude einer mechanischen Chymie gegründet, welches Herr de Lüc nie anders, als mit den größten Lobsprüchen anführt. [...] So glaubt auch Wenzel [...], daß die

Verwandschaft von der allgemeinen Anziehungskraft nicht unterschieden sey, und ihre besondern Modificationen nur durch die Gestalt und Dichte der einzelnen Theile der Körper erhalte, welche der Anziehung durch die verschiedene Menge und Lage der Berührungspunkte eine verschiedene Stärke und Richtung gebe.’., (Schelling: Weltseele, S. 385, Erklärende Anmerkungen)

Wenn man aber korrekterweise annimmt, daß Verwandschaft (aller Dinge) und Anziehung (alles zieht unter normalen Umständen alles an) aufs engste miteinander zusammen hängen, dann ermißt man erst nur in etwa, wie unangebracht es ist, diese Gravitation (Schwerkraft) auf ein rein theoretisches Einstein’sches geometrisches Modell (infolge der Raumkrümmung) zurückzuführen. So, als ob man per Mathematik oder Geometrie meinetwegen auch die auf Liebe basierende Anziehung erklären könnte (man kann mit mathematisch-geometrischen Modellen wohl messen und berechnen, das ist alles).

Leserin und Leser werden erneut gebeten: sie und er nehme einen kleinen Gegenstand in die Hände. Man lasse das Objekt los. Er fällt nach unten. Er fällt dem schwereren (massiveren) Objekt, der Erde also, entgegen, welche ihn zwangsläufig erkennt (!) und anzieht. Nochmals, zur Erinnerung, die durch die Schwerkraft bewirkte Krümmung des Raumes ist so gering, daß sie selbst um unsere gewaltige Sonne herum kaum meßbar ist. Also ist die Krümmung des Raumes durch Planeten vielleicht noch um den Riesenplaneten Jupiter herum feststellbar, um den viel kleineren Planeten Erde herum ist sie deutlich geringer, demnach praktisch kaum zu ermitteln.

Der Gegenstand aber, welchen Leserin und Leser eben noch in Händen gehalten und dann haben fallen lassen: er fällt unbeirrt nach unten. Geometrisch-mathematische Modelle dies, oder irgend etwas, zu erklären, täuschen und dienen demnach insbesondere dem Nachweis der scheinbaren Überlegenheit derjenigen, die sie konstruierten. Man kann mit ihnen, wie erwähnt, messen, doch inhaltlich (warum

ziehen sich die Dinge im wesentlichen grundlegend an) nichts begründen.

Schwerkraft (Gravitation) und Verwandtschaft, sie gehören zueinander. Unabhängig von der korrekten Massenberechnung, wie Newton sie anstellte. Hier eröffnet sich ein ganz neues Kapitel in Sachen Erkenntnis. Worauf beruht es, daß alle Dinge sich wechselseitig erkennen (und mithin anziehen), und daß sie insbesondere nicht auseinander streben (das Schelling'sche „Gleichgewicht“ suchend)? Sondern, daß sie, mit Wucht gar, zueinander streben, und sich dann auch finden (mit weiteren Konsequenzen in der Vereinigung und Verdichtung)?

Man kann die Gesetze der Massen-Anziehung mit Newton berechnen. Doch Inhalt und Verhältnismäßigkeit dieser Tatsache bleiben gänzlich ungeklärt und offen. Anziehungskraft (Gravitation): Das deutsche Wort „Anziehung“ bezeichnet den zugrunde liegenden Vorgang bereits im wesentlichen: eine Sache zieht die andere zu sich heran. Anziehung, das heißt, eine jede Sache übt – mit wachsendem Abstand zunehmend geringeren – Einfluß auf jede

andere aus. Das ist offensichtlich ein Weltprinzip. Die Dinge (weltweit, kosmosweit), sie fallen nicht auseinander, sondern im Normalfalle streben sie zueinander.

Aber, wie erwähnt, um sich anzuziehen, muß man sich zu allererst einmal erkennen, insofern nämlich, daß da etwas oder jemand da ist. Woraus wiederum folgt: jeder Körper „erkennt“ jeden. Offensichtlich nicht sehend (mit Augen), auch nicht tastend (mit Fingern), demnach auf andere Weise, also über etwas, was sie alle aufzuweisen haben und was sie mithin alle miteinander verbindet. Im Inneren jedes Körpers ist, atomar aufgeschlüsselt, letzten Endes alles Strahlung. Kann es sein, daß es diese fundamentale Strahlung ist, welche bewirkt, daß alle Körper sich gegenseitig erkennen?

Hierzu – zum allumfassenden Erkennen – auch der Philosoph Kant:

„Vgl. Kant, I.: ‚Metaphysische Anfangsgründe.‘ 2. Aufl. 1787, S. 60: ‚Lehrsatz 7. Die aller Materie wesentliche Anziehung ist eine unmittelbare Wirkung derselben auf andere durch den leeren

Raum. Beweis: Die ursprüngliche Anziehungskraft enthält selbst den Grund der Möglichkeit der Materie, als desjenigen Dinges, was einen Raum in bestimmtem Grade erfüllt, mithin selbst sogar von der Möglichkeit einer physischen Berührung derselben. Sie muß also vor dieser vorhergehen, und ihre Wirkung muß folglich von der Bedingung der Berührung unabhängig seyn. Nun ist die Wirkung einer bewegenden Kraft, die von aller Berührung unabhängig ist, auch von der Erfüllung des Raums zwischen dem bewegenden und dem bewegten unabhängig, d. i. sie muß auch, ohne daß der Raum zwischen beiden erfüllt ist, Statt finden, mithin als Wirkung durch den leeren Raum. Also ist die ursprüngliche und aller Materie wesentliche Anziehung eine unmittelbare Wirkung derselben auf andere durch den leeren Raum.’, (Schelling: Weltseele, S. 280, Erklärende Anmerkungen)

Also, alles zieht im Normalfalle alles an. Diese Anziehung vollzieht sich auch durch den von Kant als „leer“ bezeichneten Raum.

Der Raum kann aber demnach nie leer sein, denn es muß ja über denselben eine Brücke geben, über welche alle Körper sich erkennen, anziehen, verbinden. Diese Verbindung weist auch die Eigenschaft der Entwicklung auf, und zwar geht diese Entwicklung, kosmologisch gesehen, stets höher.

Der Raum ist die Brücke, die alle Körper verbindet. Alle Körper müssen in ihrem Inneren oder in ihrem Wesen eine Eigenschaft aufweisen, welche den umfassenden wechselseitigen Kontakt (das wechselseitige Erkennen) ermöglicht. Ist das die allen Körpern in letzter Instanz innewohnende Strahlung? Denn, wie gesagt, blickt man ins Innere der Materie, so gibt es letztlich keine feste Materie, sondern alles ist im Innersten nur noch Welle oder Strahlung.

Was ist Schwerkraft? Schelling hierzu:

„Vgl. Gren, E.: ‚Naturlehre.‘ 1793. ...: ‚In Ansehung dieser Kraft [d. i. der Schwere] haben sich die Weltweisen von jeher sehr viel gestritten, und gar nichts gewonnen. Alle diejenigen, welche die Schwere von den Wirkungen einer andern subtilen, flüssigen Materie ablei-

ten, wie Cartes, Huygens, Bülfinger, Kratzenstein, le Sage, können bey allen mechanischen Erklärungsarten, von der Art und Weise der Bewegung dieser Materie, uns nicht befriedigen; und immer bleibt, außer andern Schwierigkeiten, dabey noch die Frage übrig, woher hat diese schwermachende Materie ihre Kraft?“ (Schelling: Weltseele, Erklärende Anmerkungen, S. 287 f)

Können wir die Schwerkraft damit begründen, indem wir Gott in diese Erwägungen einbeziehen? Immerhin ist klar, daß die Welt zutiefst und zuinnerst mit Gott zusammenhängt (sich gewissermaßen auf „ihn“ stützend). Doch die Frage wäre, wie, sollte dies stimmen, wirkt Gott schwerkraftmäßig? Ist er stets präsent, dergleichen (strahlungsmäßigen) Einfluß auszuüben?

Diese Vorstellung erscheint, auch im Vergleich mit anderen Gegebenheiten, absurd. So entnehmen wir etwa das Wetter auf Erden. Es richtet sich nach bestimmten, objektiv vorgegebenen Umständen und Regeln. Die Vorstellung, daß Gott etwa bei je-

dem Regengusse eingreift, ist verfehlt. Greift Gott überhaupt ins natürlich bestimmte Wetter ein? Ja, mitunter, siehe mein Buch „Die wahre Geschichte“.

Und wie ist das mit der Schwerkraft? Sie sollte also – außerhalb von Gottes aktuellem Wirken – durch natürliche Umstände bedingt sein. Dies legt ja auch unbedingt die rechnerische Erkenntnis Newtons nahe, nämlich, daß die Anziehung mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt. Eben diese rechnerische Erkenntnis zeigt ja, die Schwerkraft ist natürlicherweise in den Körpern aufzusuchen. Das ändert auch nichts daran, daß Gott bei Gelegenheit oder wenn er angerufen wird, selbst auf diesem Gebiete eingreifen und in seltenen Fällen vorübergehend die Schwerkraft aufheben kann.

Noch eine Bemerkung zu der Vorstellung, daß die Schwerkraft psychisch bedingt sei. Wenn Leute in früheren Zeiten etwa Tische durch ihre Psyche in Bewegung zu setzen versuchten, so erscheint dies plausibel. Das bedeutet aber nicht, daß die Schwerkraft nunmehr psychisch bedingt sein muß, sondern es bedeutet nur, daß die

Psyche demnach insbesondere unterbewußt (also mit Gottes Hilfe) auch auf materielle Körper einwirken kann.

Denn wäre die Schwerkraft demnach ein psychischer Faktor, so erhöbe sich wiederum ein anderer Widerspruch. Wir entnehmen Newtons Berechnungen, daß die Anziehungskraft mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt. Wie steht es da aber mit der psychischen Leistung? Nimmt das psychische Vermögen demnach mit dem Quadrat der Entfernung ab? Nein, das tut sie nicht, nach allem Ermessen. Die Psyche kennt meines Wissens keine solche Beschränkungen oder Grenzen.

Das Gesetz der Schwereanziehung kennt man (mit Newton). Was aber ist das, was uns gegenseitig anzieht, und mithin verhindert, daß wir je auf uns selbst zurückgeworfen sein könnten? Das Universum ist zum Zusammenhalt ausgelegt. In ihm spielt die Zusammenarbeit eine große Rolle. Dieses Zusammenwirken erst ist es, was uns stark macht.

Die Lösung der Frage der Schwerkraft kann in der Entwicklung der Menschheit unter Umständen vielleicht erst später, und

zwar auf einer unerwarteten, heute für undenkbar gehaltenen Ebene gefunden werden.

Per Anziehung muß es unabweislich eine Brücke zwischen allen Gegenständen geben. Eben diese Anziehung beweist es: jeder Gegenstand strebt zu jedem anderen hin. Worin besteht diese Brücke? Das ist also die sich nicht geometrisch orientierende Frage nach der Gravitation. Kann diese Brücke strahlungsmäßig aufgefaßt werden?

Darf man diesen Gedankengang insofern erweitern, als man von der Verbindung zweier Seele ausgeht? Also etwa bezüglich unserer Gesellschaft, von dem unnennbaren Zusammenschluß zweier Leute, die auf unsichtbare Weise miteinander verknüpft sind? Das gilt für die enge Verwandtschaft. Im gleichen Maße gilt es für die Tierwelt, worin die Teilhaber auch ganz ohne Sprache verknüpft sind. Man sehe die Vögel im gleichmäßigen Fluge, und viele eindeutige Hinweise mehr dazu.

Eine solche Verknüpfung ist also nachweislich zwingend gegeben. Wie vollzieht sich diese seelische Verbindung? Sendet die eine Seele demnach etwa Strahlung zu ei-

ner anderen Seele? Wäre dem so, so müßte sich besagte Strahlung handfest messen lassen. Von nachweisbarer seelischer Strahlung hat sich meines Wissens wissenschaftlich noch nichts erschlossen.

Welch andere verzeichenbare Wirkung solch zweifellos vorhandener seelischer Verknüpfung läßt sich ermitteln? Interessant ist hier, wir geraten insofern auf die elektrische oder elektomagnetische Ebene. Was heißt das?

Durch seelischen Einfluß lassen sich alle möglichen elektrischen oder elektronischen Geräte beeinflussen, insbesondere auch stören. Darum bemerkt man das ja auch, die Geräte weisen unter bestimmten Umständen Fehlfunktionen auf. Subjektiv ermittelt man, da ist jemand „tätig“. Die Folgerung läge nahe, das seelische Verbindungsfeld elektrisch oder elektromagnetisch zu erachten.

Doch ist die Seele demnach per Strahlenflug als elektrischer Umstand zu ermessen? Wäre dem so, so ließe sich die seelische Verknüpfung am Ende auch noch messen. Elektrische Wellen weisen, ähnlich dem Licht, eine begrenzte Geschwindigkeit auf.

Die Seele aber läßt sich, allem Ermessen nach, nicht auf physikalische Faktoren reduzieren. Sie kann sehr wohl in das physikalische Geschehen eingreifen, gleichzeitig steht sie über diesen.

Nun wissen wir aber seit Newton und seinen Berechnungen, wie die Schwerkraft im Quadrat der Entfernung abnimmt. Nimmt die Seele demnach im Quadrat der Entfernung ab, und zwar dann, wenn wir die Seele der Schwerkraft in irgend einer Weise zugrunde legen wollten?

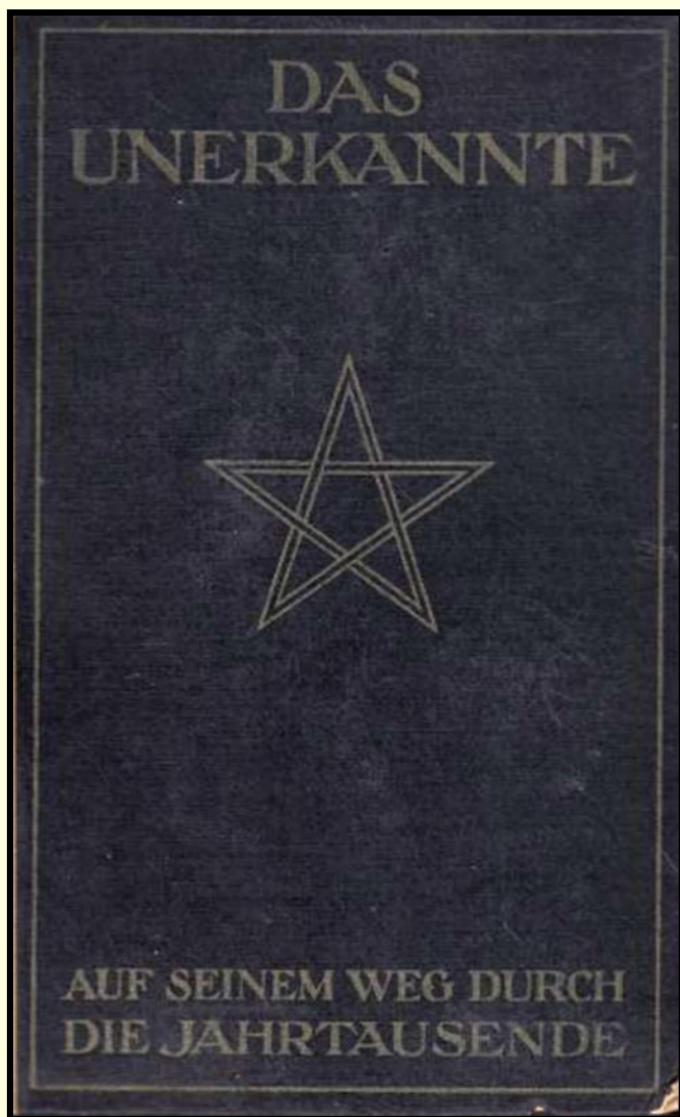
Die Seele ist eine aktive, unabhängige, stets für uns arbeitende Macht in uns drinnen. Sie als physikalisch zu erachten und darum der Meßbarkeit zu unterwerfen, erscheint verfehlt. Die Seele ist darum im engeren Sinne sicherlich nicht die Grundlage der Schwerkraft. Das gilt desgleichen für einen anderen Faktor, die Psyche. Denn C. G. Jung schreibt etwa, daß man Energie und Psyche bis zu einem gewissen Grade gleichsetzen könne. Wenn die Psyche aber Energie ist, so wird sie greifbar und meßbar – und stößt an die Grenzen jedes physikalischen Faktors.

Wieder dieselbe Frage: nimmt die Psyche im Quadrat der Entfernung ab? Wohl kaum.

Nochmals zur Seele: man nannte sie früher Daimon oder Genius, später auch den unterbewußten Faktor in uns. Auf Grund ihrer unabhängigen Tätigkeit ist es angebracht, die Seele göttlich zu nennen.

Nimmt Gott im Quadrat der Entfernung ab?

Wohl kaum!



Wilhelm Langewiesche (1866–1934)

STURM UND ASTROLOGEN

(Nielsen 7)

Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: Enno Nielsen (Hrsg.): „Die merkwürdigsten Fälle aus dem Gebiet des Übersinnlichen“, Bohmeier Verlag, Leipzig 2006. Dieses Buch erschien ursprünglich unter dem Titel „Das Unerkannte auf seinem Weg durch die Jahrtausende“ und bezieht sich auf die Ausgabe von Wilhelm Langewiesche-Brandt, 1922.

Aus Wikipedia entnehmen wir zum Herausgeber:

„Wilhelm Langewiesche (auch: Wilhelm Langewiesche-Brandt, Pseudonyme ... Enno Nielsen; geboren 18. März 1866 in Barmen (heute: Stadtteil von Wuppertal); gestorben 9. Januar 1934 in Ebenhausen bei München) war ein deutscher Verleger und Schriftsteller. Sohn des Buchhändler Wilhelm Robert Langewiesche. Gymnasium, Buchhändlerlehre. Teilhaber und später Alleininhaber der väterlichen Buchhandlung. Gründete 1906 den Verlag Langewiesche-Brandt, Umzug nach Ebenhausen bei München. Veröffentlichte auch eigene Romane, Erzählungen und Gedichte. 1923 wurde ihm von der Universität Bonn der Ehrendoktor verliehen.“

Das zitierte Buch beginnt mit folgendem Zitat: „Man muß nicht alles glauben, was die Leute sagen, man muß aber auch nicht glauben, daß sie es ohne Grund sagen.“ (Kant) (Nielsen, S. 10)

Na bitte, da sind wir ja schon mal richtig.

Es wird ein Sturm vorausgesagt, welche Rolle spielen dabei Astrologen? Sind Vor-

aussagen des Wetters möglich? Was ist das überhaupt, das Wetter? Ist es, das Wetter, ein Umstand „an sich“, auf den wir demnach keinen Einfluß haben? Oder ist es nicht umgekehrt so, daß Mensch und Erde einen Zusammenhang bilden, mithin eine Einheit auch mit dem Wetter? So daß mitunter Einfluß auf das Wetter möglich ist, also gelegentlich auch „Voraussagen“ desselben? „Ein Brief des Petrarca“ gibt uns zu denken, wobei auch die Astrologie ins Spiel kommt:

„Am 26. November 1343 schrieb der Dichter und Gelehrte Francesco Petrarca ... an den Kardinal Giovanni Colonna zu Rom:

Der gestrige Sturm wird mir reichlich Stoff zur dichterischen Arbeit leisten. Niemals habe ich etwas so Schreckliches und Furchtbares durchgemacht. Wunderbar aber ist, daß ein Gerücht die bevorstehende Heimsuchung schon vorher angekündigt hatte. Ein Bischof auf einer nahen Insel hat, mit den Sternen sich beschäftigend, die Gefahr vorausgesagt. Daher waren die Menschen von Furcht

erfüllt, und die meisten ließen, wie wenn ihnen der Tod vor der Tür stände, alle Hantierungen liegen und besserten ihr Leben. Andere freilich machten sich darüber lustig. Ich selber überließ mich weder ganz der Hoffnung, noch ganz der Furcht, neigte aber mehr zu dieser als zu jener, denn im menschlichen Leben begibt es sich öfter, daß die Furcht, als daß die Hoffnung sich verwirklicht. Auch hatte ich drohende Zeichen des Himmels in diesen Tagen wohl gesehen als auch gehört, die mir als ungewöhnlich erschienen. Das alles hatte mir ein geheimnisvolles Grausen eingeflößt. Endlich war die Nacht vor dem gefürchteten Tag gekommen.“ (Nielsen, S. 59)

Wird das Wetter also „an sich“ bestimmt, oder ist die erwähnte Prophezeiung mit ein Grund für das kommende üble Wetter, indem die Menschen ja gerade erst bewirken, was sie befürchten?

„Von diesem allgemeinen Schrecken bestimmt, war ich am frühen Abend in mein Haus zurückgekehrt. Am Himmel

herrschte eine ungewöhnliche Stille. Auf diese vertrauend, zogen sich meine Gefährten sehr früh in ihre Gemächer zurück. Ich aber wollte warten und sehen, wie der Mond unterging, der, wenn ich nicht irre, in seinem siebenten Tag war. Ich stand also am Fenster, bis ich ihn, von einem Nimbus [leicht von Wolken verschleiert] umgeben, kurz vor Mitternacht sich ganz verhüllen und hinter dem nahen Berg verschwinden sah. Danach ging ich in mein Zimmer und legte mich zu Bett. Kaum war ich eingeschlafen, als plötzlich nicht nur die Fenster, sondern auch von ihren Fundamenten herauf alle Mauern bis auf die aus festesten Steinen gewölbte Decke erzitterten und erschüttert wurden. Das Nachtlicht erlosch. Wir sprangen aus den Betten. An die Stelle des Schlummers trat nun die Furcht vor dem unmittelbar bevorstehenden Tod. Während wir, im Finstern umhertappend, einer den anderen suchten und beim schrecklichen Leuchten der Blitze uns sahen und gegenseitig mit zitternder Stimme ermahnten..." (Nielsen, S.

59 f), begannen die Ordensleute zur Nachtmesse zu singen.

Ist der Sturm nicht nur natürlichen Ursprungs? Sondern auch auf die Reaktion der Menschen zurückzuführen? Kann man das beängstigende Unwetter demnach auch mit Gottes Hilfe bezwingen?

„Von dem plötzlichen Unwetter erschreckt, pflanzten sie Kreuze und Reliquien auf, riefen mit lauter Stimme die Barmherzigkeit Gottes an und strürmten, brennende Fackeln in den Händen, in mein Zimmer. Dann gingen wir alle miteinander in die Kirche, wo wir, auf dem Boden liegend, unter tausend Seufzern die Nacht zubrachten. Alle Augenblicke glaubten wir, das Ende stünde unmittelbar bevor, und daß alles um uns herum in Trümmer sinken werde. Man käme nicht zu Ende, wollte man mit Worten alle Schrecken dieser höllischen Nacht schildern. Wie selten würde man mit dem Wort die Wahrheit erreichen, und doch würde schon das unzulängliche Wort unglaublich erschei-

nen. Welcher Regen, welcher Wind und wie viele Blitze! Oh Krachen des Himmels, oh Erschütterung der Erde, oh Brüllen des Meeres, oh Wehklagen der Menschen!“ (Nielsen, S. 60)

Nicht wahr, unterstellen wir einmal, da hat jemand wirklich Einfluß auf das Wetter, wäre dies nicht eine besonders geschickte, gleichwohl nahezu unbestimmbare Art, den anderen so etwas wie eine „Mitteilung“ zukommen zu lassen?

Die Zeit jedenfalls scheint unter diesen Umständen nicht enden zu wollen:

„Wie durch magischen Zauber erschien diese Nacht doppelt so lang zu werden, wie sie war. Endlich war der Tag gekommen.“ (Nielsen, S. 60)

Alles steht im Zusammenhang miteinander, auch wenn die Wissenschaft (die man an dieser Stelle als „sogenannte Wissenschaft“ bezeichnen muß) nichts davon wissen will.

Petrarca weiter:

„Als der Tag weiter vorgerückt war, die Finsternis aber kaum geringer war als in der Nacht, hörte plötzlich das Schreien der Leute von der oberen Seite der Stadt auf, umso lauter aber und umso häufiger ließ es sich nun vom Meeresufer her vernehmen. Fragen ergaben keine befriedigende Antwort. So bestiegen wir die Pferde und ritten zum Hafen hinunter, entschlossen, dort das Leben zu lassen. Großer Gott, welch schrecklicher Augenblick! Die ältesten Seeleute erklärten, so etwas sei noch nicht da gewesen. Mitten im Hafen scheiterten die Schiffe; die Insassen stürzten ins Meer: dem Ufer nahe, suchten sie sich daran festzuhalten, aber die Fluten schleuderten sie gegen die Felsen, und ihre verstümmelten und zuckenden Glieder erfüllten den Lido [Strand, Küste]. Diesem quoll das Gehirn, jenem das Gedärm aus dem Körper. Dazu das Schreien der Männer, das Wehklagen der Frauen, das in das Brausen der Luft und des Meeres sich mischte.“ (Nielsen, S. 60)

Gebäude stürzen ein, der unterwaschene Boden beginnt zu sinken. „Zwischen Neapel und Capri türmen sich die Wellen hoch wie Berge.“ (S. 61) Nun sahen wir aber zu Anfang des zitierten Briefes, „daß ein Gerücht die bevorstehende Heimsuchung schon vorher angekündigt hatte. Ein Bischof auf einer nahen Insel hat, mit den Sternen sich beschäftigend, die Gefahr vorausgesagt.“ Wie steht es damit? Können etwa Astrologen oder andere Sterndeuter eine solche beispiellose Katastrophe vorhersagen? Petrarca:

„In diesem furchtbaren Sturm faßt Petrarca den Entschluß, sich nie wieder, weder vom Papst, noch von seinem Gönner, dem Kardinal Colonna, noch selbst von seinem Vater, wenn er von den Toten auferstehen sollte, zu einer Seereise verleiten zu lassen: die Luft den Vögeln, das Meer den Fischen.

Zwanzig Jahre später, am 7. September 1363, schrieb Petrarca von Venedig aus an Giovanni Boccaccio einen Brief, worin er die Heimsuchung beklagt, welche die Pest

seit sechzehn Jahren über Italien gebracht habe. Bei dieser Gelegenheit faßt er, der Humanist, seiner Zeit voraussehend, sein Urteil über die Astrologen, die der Seuche eine noch dreijährige Dauer vorausgesagt hatten, in folgenden Worten zusammen:

„Solange sie sich darauf beschränken, von den Bewegungen der Himmelskörper, von Winden und Regengüssen, von Hitze und Kälte, von heiterem Himmel und Stürmen zu sprechen und Mond- und Sonnenfinsternisse anzukündigen, könne es zuweilen nützlich, immer aber ergötzlich sein, ihnen Gehör zu schenken. Wenn sie sich aber daran machen, die Geschichte der Menschen voraus zu verkünden, welche allein Gott vorausschaut, sind sie nichts als Lügenschmiede. Nicht nur die Gelehrten, sondern alle guten Menschen müssen sich da mit Abscheu von ihnen abwenden.“ (Nielsen, S. 61)

Also, die Bestimmung des Wettereinflusses läßt Petrarca, wenn auch leicht amüsiert, den Astrologen. Auch die Bewegung der

Sterne, welche heute der Astronomie anheimfällt. Das Schicksal aber liegt in den Händen Gottes, an solcher Voraussage solle sich niemand versuchen. Indes aber, wenn der Autor dieser Zeilen dies vermerken darf: wir sind aufs engste mit Gott verbunden, und wenn wir auch keine Astrologen sind oder sein müssen, so können wir doch (in Träumen und Visionen) auf das hören, was uns Gott mitzuteilen hat. Oder vielleicht nicht?